nachher dort war und sagen musste: ›Es ist grauenhaft.‹ Ich habe die Stadt gleich nach dem Krieg gesehen. Sie haben die Hakenkreuzfahnen so heruntergeholt und auf einen Haufen geworfen, die Waffen abgegeben. Sehr schnell waren wir dort. Um den Dom herum: Ich vergesse das nie, eine zerstörte Stadt ist etwas ganz Fürchterliches. Es riecht buchstäblich nach Leichen. Es waren ja noch viele Leute unter den Trümmern begraben. Ich fragte mich später schon, ob diese Art Bombardements unbedingt nötig waren. Aber solche Überlegungen hat man sich damals nicht gemacht. Man ist einfach gefühlsmässig in eine furchtbare Schizophrenie hineingekommen. Einerseits haben einem diese Leute furchtbar leid getan, denn es war ja eine Zivilbevölkerung, mehr oder weniger. Andererseits hat man gewusst – wenn man dann wieder die Bilder und Aufmärsche gesehen hat, wie Hitler bejubelt worden ist –, dass Hitler ohne diese Zustimmung des Volkes, man ist ja immer wieder erschrocken, so sicherlich nicht durchgekommen wäre. Man ist eben von den Gefühlen hin- und hergerissen worden: ›Die armen Kerle, müssen auf eine dreckige Weise sterben.‹ Die meisten Schweizer haben ja an sich ein relativ gutes Verhältnis zur ›italianità‹. Es hat einem schon eher weh getan, dass die Städte so dran gekommen sind. Aber ich habe natürlich auch gejubelt, als der Mussolini gestürzt worden ist.«

II Nicht für die Alliierten

Zukunftskrieg

Es war ein Italiener, der 1930 verstorbene Artillerieoffizier Giulio Douhet, der als erster prophezeihte, dass die neuentstandene Flugwaffe den Krieg unwiderruflich zu einem dreidimensionalen Geschehen mache und es eine Unterscheidung zwischen Front und Hinterland nie mehr geben werde. In seinem Buch ›Luftherrschaft‹ aus dem Jahre 1921, das 1935 in Berlin auch auf deutsch herauskam, schrieb Douhet: »Der Zukunftskrieg wird die Entscheidung in der Luft sehen. (...) Solange der Mensch unerbittlich an die Erde gefesselt war, (...) musste man erst die feindlichen Verteidigungslinien durchbrechen (...). Der Raumkrieg macht diesen Zustand hinfällig. Die Luftwaffe ist von der Erde unabhängig, der Krieg kann seine Wirkung nunmehr fast unbeschränkt über das gesamte feindliche Gebiet hinaustragen. Es gibt keine begrenzte Kampfzone mehr (...). Nirgends in den miteinander in Kampf befindlichen Gebieten gibt es Räume, wo das nationale und wirtschaftliche Leben in Sicherheit seinen ungestörten Gang gehen kann.«

»Die Einteilung der Kriegsmittel in menschliche und unmenschliche«, meinte Douhet weiter, »hat bereits im [Ersten] Weltkrieg ihre Bedeutung verloren. Der Krieg wird stets unmenschlich sein (...). *Es ist eine gegenwärtige, reale Tatsache, dass das Flugzeug (...) in der Lage ist, an irgendeinem Punkt des feindlichen Gebietes Verwüstungen von einer Tragweite anzurichten, die alle bisher gekannten Verwüstungen übertreffen.* (...) Es mag grausam (...) erscheinen, aber es ist so.«

Douhet, der sich nach dem Ersten Weltkrieg als General im Ruhestand ganz der schriftstellerischen Tätigkeit widmete, ging davon aus, dass »jeder Krieg (...) naturgemäss mit einem Besiegten

und einem Sieger enden« müsse: »Die Zerschmetterung der Widerstandskräfte des Feindes ist Endziel der kriegerischen Aktionen. Dieses Ziel erreicht man leichter, schneller, wirtschaftlicher, kurzum mit geringeren Opfern, wenn man dort angreift, wo die feindlichen Widerstandskräfte am schwächsten und verwundbarsten sind. Je schwerer die entscheidenden Schläge die Gesamtheit einer Nation treffen können, desto seltener werden Kriege, desto ›menschlicher‹ werden sie sein, weil die Verluste im Rahmen der Gesamtheit verringert werden.« Douhet gab sich der ebenso zynischen wie trügerischen Hoffnung hin, in der Luft werde eine »Entscheidung viel schneller fallen, als im Rahmen überholter Kriegsformen«. Die Luftstreitkräfte hielt er deshalb für »die ideale Angriffswaffe«, weil es gegen sie »keinen Schutzpanzer« gebe. »[D]iese neue Waffe vermag schnell und unvermutet schon mit dem ersten Schlag den Todesstoss bis ins Herz des Gegners zu führen.« Allerdings nur, wenn »die Luftflotte (...) in Massen eingesetzt« und die »Luftherrschaft« erobert werde und wenn zwecks »Überrumpelung (...) alle diplomatischen Formalitäten unberücksichtigt blieben: Aus dem »Prinzip heraus, dem Feind so schnell wie möglich den denkbar grössten Schaden zuzufügen«, ergab sich für Douhet auch »ohne weiteres die Notwendigkeit, den Luftkrieg mit dem Überfall des Gegners einzuleiten.«

Noch vor den Nationalsozialisten mit ihrem ›Blitzkrieg‹ verlegten sich die Italiener selbst auf diese Form des Überraschungskrieges. Vittorio Mussolini, der Sohn des italienischen ›Duce‹ Benito Mussolini, machte 1935/36 den Abessinienfeldzug als Fliegeroffizier mit. In seinem Buch »Bomber über Abessinien« schildert er seine Eindrücke von den Bombardementen wie folgt: »Genau wie gestern setzte eine wilde Flucht von Menschen und Tieren ein. Unsere Sprengbomben platzten gerade mitten in sie hinein. Sie wussten anscheinend nicht mehr wohin. Ein Trost für sie, dass wir unser Pensum für den Tag erledigt hatten... Wir begeben uns wieder auf unsere verzweifelte Jagd nach Abessiniern. Aber es sind nur Grüppchen, hier eins, da eins, ganz wenige... Es war eine Jagd auf den einzelnen Mann, und jede Maschine musste auf eigene Rechnung alle Winkel durchstöbern, um den Gegner aufzuspüren... Wir fanden aber wieder einmal gar nichts, sondern mussten

bis zur Schlacht in Schire warten, wo die stolzen Schoaner zwischen Feuersäulen und platzenden Bomben hindurch die Furten des Tacazze zu gewinnen suchten, in welchem dann viele von ihnen ihr Bad für die Ewigkeit nahmen... Die Flieger gaben einander in diesen Tagen Tips wie bei einem Jagdausflug. Statt dass man sagte: ein schöner Schwarm Ringeltauben bei Castell Proziano gesichtet, hiess es hier: ich rate Dir, nach Samre zu fliegen, Du sollst sehen, alles ist voll von Abessiniern!... Über alle diese Gruppen prasselte unaufhörlich ein Regen von Bomben und Granaten herunter. Anfänglich versuchten sie noch, sich zur Wehr zu setzen. Schliesslich aber nahmen sie ihr Schicksal widerstandslos hin und gaben sich nicht einmal mehr Mühe, sich zu verstecken... Man brauchte nicht einmal tief zu gehen, jede Granate fiel in dichte Haufen, Tod und Verderben säend... Unsere Arbeit war ausserordentlich aufregend und ergab tragisch-schöne Wirkungen... Innerhalb von zwei Tagen stand das ganze Addi Abo in Flammen und brannte noch viele Tage, denn das Feuer frass sich langsam, aber unaufhaltsam fort... Mehrere tausend Abessinier lagern in der Umgebung der Stadt, weit auseinandergezogen und gut getarnt. Ich lasse hier einen Brocken und da einen Brocken fallen, damit niemand zu kurz kommt; und in zwanzig Minuten ist mein Vorrat an Bomben erschöpft.« Der Abdruck dieser Zitate in der Wochenzeitung ›Die Nation‹ vom 17. Juni 1943, in der Rubrik »Zum Nachdenken«, wurde von den schweizerischen Zensurbehörden als »mangelnde Zurückhaltung in Aussenpolitik« und als »Verstoss gegen das Pressenotrecht« taxiert.

An seinem Schreibtisch und mehr noch nachts in seinem Bett berauschte sich auch Joseph Goebbels, der deutsche ›Reichsminister für Propaganda und Volksaufklärung‹, an den neuen Möglichkeiten der Kriegsführung. Als wegen anhaltend schlechten Wetters der geplante Angriff auf Frankreich verschoben wurde und Hitler eine dreistündige Rede hielt, notierte Goebbels anderntags in sein Tagebuch: »Wenn, dann gleich hart. Wie lange das dauert, weiss niemand. Aber wir müssen es diesmal schaffen. [Der Führer] schildert unsere militärische und politische Überlegenheit (...).

Wir sind nachher alle wieder vollkommen aufgeladen. Der Führer ist ein Genie. Er wird das erste germanische Volksreich schaffen. Wir debattieren noch bis nachts 1 Uhr. (...). Vor Plänen und Phantasien kann ich stundenlang nicht einschlafen« (3. März 1940). Als der Angriff dann begann und Belgien, Holland und Luxemburg überfallen wurden, schrieb Goebbels: »Die Überlegenheit unserer Luftwaffe ist in die Augen springend. (...) Fast unvorstellbare Erfolge (...) Rotterdam ist in unserer Hand (...). Abends spät ruft der Führer an: er ist ganz beseligt« (15. Mai 1940). »Feind vielfach auf der Flucht. Ist dem entnervenden Einsatz unserer Stukas [Sturzkampfbomber] und Tanks nicht gewachsen. (...) Dramatische Völkerschicksale spielen sich dort ab. Es ist ein grosses Glück, daran mitgestalten zu dürfen« (18. Mai 1940). »Die zurückfliehenden Feindtruppen vermischen sich mit Zivilisten. Darauf kann unsere angreifende Luftwaffe nur wenig Rücksicht nehmen« (23. Mai 1940). »Paris von einem wahren Schock befallen. Wir schüren die Panik« (29. Mai 1940). »Pariser Flugplätze bombardiert (...). Vorerst masslose Bestürzung. (...) Ich bin ganz nervös vor lauter Schlaflosigkeit« (4. Juni 1940). Nach der Besetzung der französischen Hauptstadt durch deutsche Truppen am 14. Juni 1940 wurde Goebbels schliesslich »ganz feierlich zumute bei diesen geschichtlichen Siegen«: »Wir könnten jetzt die ganze Welt erobern. (...) Die Welt wird neu verteilt, und wer sich nicht heranhält, kommt dabei zu kurz« (16. Juni 1940).

Hermann Göring, der als Oberbefehlshaber der deutschen Luftwaffe eine Schlüsselrolle bei der Vorbereitung und Durchführung der deutschen Angriffskriege spielte, machte seinen Luftwaffenoffizieren schon am 20. Mai 1936, in der »Ansprache an 1000 Fliegerleutnants am Tage ihrer Vereidigung«, klar, was er von ihnen erwartete: »Mir schwebt vor, eine Luftwaffe zu besitzen, die, wenn einmal die Stunde schlagen sollte, wie ein Chor der Rache über den Gegner hereinbricht. Der Gegner muss das Gefühl haben, schon verloren zu sein, bevor er überhaupt mit euch gefochten hat.«

In seiner »Weisung Nr. 16« hatte Hitler am 17. Juli 1940 angeordnet, es seien Planungsvorbereitungen für eine Invasion Grossbritanniens zu treffen. Am 19. Juli 1940 ernannte er Göring

zum »Reichsmarschall des Grossdeutschen Reiches« und am 31. desselben Monats befahl er in »Weisung Nr. 17« den verschärften Luftkrieg gegen das Inselreich: die Royal Air Force sollte niedergekämpft und die britische Flugzeugindustrie vernichtet werden. London sollte ausdrücklich kein Angriffsziel sein. Die strategischen Bombardemente auf die englischen Flugpisten führten bei den Briten zu schweren Verlusten, und es besteht heute die Meinung, dass es den Deutschen hätte gelingen können, allmählich die Luftherrschaft zu erringen und somit die Voraussetzungen für eine Landung zu schaffen. Allein am »Adlertag« (13. August 1940) wurden von Deutschland aus 1500 Einsätze gegen England geflogen. Aber als die deutschen Bomber infolge Navigationsfehler ihre Bombenlast am 24. August 1940 über Ostlondon auskippten, statt über Öltankanlagen themseabwärts, und die Royal Air Force danach Vergeltungsangriffe auf Berlin zu fliegen begann, änderte Hitler in einer Rede vom 4. September 1940 die bisher vorfolgte, für die Royal Air Force so vernichtende Strategie und kündigte die Zerstörung Londons an: »Wenn sie [die Engländer] erklären, sie werden unsere Städte in grossem Ausmass angreifen – wir werden ihre Städte ausradieren.« Ein paar Tage später notierte Goebbels (11.9.1940): »Die Berichte aus London sind grauenvoll. Ein Inferno von unvorstellbaren Ausmassen. Die Stadt gleicht einer Hölle. Man kann schon leichte Anzeichen einer sinkenden Moral feststellen. (...) Frage: ist London auf diese Weise in die Knie zu zwingen. Ich möchte annehmen ja. Aber wir müssen abwarten, und angreifen, angreifen!« In einem Lied aus dem deutschen Film »Feuertaufe« hörte sich dieser Aufruf dann so an: Kamerad! Kamerad! Die Losung ist bekannt:/ Ran an den Feind! Ran an den Feind! Bomben auf Engelland!/ Hört ihr die Motoren singen: ran an den Feind! Hört ihr's in den Ohren klingen: ran an den Feind!/ Bomben! Bomben! Bomben auf Engelland!« (Text: Wilhelm Stoeppler) Die planlosen Bombenangriffe auf englische Städte kosteten in der Folge zwar Tausende von Opfern in der Zivilbevölkerung, gab aber der kurz vor der Erschöpfung stehenden Royal Air Force Gelegenheit, sich neu zu formieren und am 15. September 1940 in der »Luftschlacht um England« das Blatt zu wenden. Daraufhin eröffnete Hitler Göring an eben diesem 15. September 1940, er

wolle nun Russland angreifen, was dieser ihm erfolglos auszureden versuchte, da er zuerst mit England abzurechnen und die bis in alle Einzelheiten geplante Eroberung Gibraltars durchzuführen gedachte. Anfang Oktober 1940 sah sich Göring aber auch der aufgelaufenen Verluste wegen gezwungen, die immer schwieriger werdenen Tageseinsätze gegen England abzubrechen. Die Invasionsvorbereitungen wurden ebenfalls eingestellt. Obwohl er damals gerade wieder mit der Durchführung des Vierjahresplans beauftragt worden war, unterliess es Göring in der Folge, die Schlüsse aus der Niederlage seiner Luftwaffe gegen England zu ziehen und verzog sich erst einmal für sechs Wochen in die Ferien. Von Mitte November 1940 an ging der tablettensüchtige Reichsmarschall jeder weiteren Konfrontation mit Hitler aus dem Weg, vervollständigte seine zusammengeraubte Kunstsammlung und schluckte täglich seine Dosis Paracodein, das ihn in eine milde Euphorie versetzte. Hjalmar Schacht, ehemaliger Reichsbankpräsident und von 1937-1944 einer von Hitlers Ministern, charakterisierte am Nürnberger Prozess Göring als »das egozentrischste Wesen, was man sich denken kann. (...) Seine Habsucht kannte keine Grenzen. Seine Vorliebe für Edelsteine, Gold, Geschmeide etc. war unvorstellbar. (...) Nur so lange ihm jemand nützlich war, zeigte er äusserliche Freundschaft (...). Er hat von all den wirtschaftlichen Dingen, die Hitler ihm vom Herbst 1936 an anvertraute, nicht den leisesten Schimmer gehabt, obwohl er einen ungeheuren Beamtenapparat hierfür aufbaute und seine Macht als Wirtschaftsherrscher nach allen Regeln der Kunst missbrauchte. In seinem persönlichen Auftreten war Göring so theatralisch, dass man ihn nur mit Nero vergleichen konnte. Eine Dame, die bei seiner zweiten Frau zum Tee war, berichtete, dass er zu diesem Tee in einer Art römischen Toga erschien mit [von] Edelsteinen besetzten Sandalen, die Finger mit zahllosen Edelsteinringen besetzt und auch sonst mit Schmuck behangen, sein Gesicht geschminkt und seine Lippen mit Rouge behandelt.«

Der sich verschärfende Bombenkrieg der Engländer und die unerwarteten Probleme an der Ostfront deckten die Schwächen der strategischen Planung Görings immer deutlicher auf. Zwei seiner wichtigsten Mitarbeiter trieb er mit cholerischen Schuldzu-

weisungen in den Selbstmord, Generalflugzeugmeister Udet im November 1941 und den Chef des Generalstabs der Luftwaffe, Hans Jeschonnek im Jahre 1943, dem er, von einer Besprechung mit Hitler kommend, laut einem Tagebucheintrag von Goebbels, wütend vorwarf, »dass wenn wir den Krieg verlören, er mit seiner kurzsichtigen Flugzeugproduktionspolitik daran schuld sei. Jeschonnek hat dann noch die Abendlage abgehalten, ist in sein Zimmer gegangen und hat sich eine Kugel durch den Kopf geschossen.« Noch in einem Artikel für seine jede Woche erscheinende Zeitung »Das Reich« vom 16. Juni 1942 hatte Goebbels über den »blindwütigen und zerstörerischen Terror« der Royal Air Force geschrieben: »Wir haben niemals bezweifelt, dass man uns durch diese Art Kriegsführung einigen und auch schweren Schaden zufügen kann. (...) Aber man irrt in London, wenn man glaubt, man könne durch Terror die deutsche Moral brechen. (...) Wir haben bisher im Verlaufe von etwas über zweieinhalb Jahren Krieg bis zum Stichtag des 1. Juni 1942 7340 Todesopfer des feindlichen Bomberkrieges zu beklagen. Niemand wird die Roheit des Herzens aufbringen, diese Zahlen irgendwie zu beschönigen oder zu bagatellisieren. (...) Aber man bekommt erst ein richtiges Verhältnis zur Höhe dieser Zahl, wenn man ihr gegenüberstellt, dass im Verlauf der letzten zweieinhalb Friedensjahre in Deutschland 15'039 Menschen dem modernen Verkehr zum Opfer fielen. (...) Im übrigen werden die Schläge, die die Engländer uns versetzten, prompt und genau zurückgegeben.«

Goebbels' Tagebücher, die er vom 29. März 1941 an sicherheitshalber in den Tresoren der Reichsbank lagern liess – »Gegen Feuer und Bombenangriffe«, schrieb er: »Da liegen sie sicher.« – beweisen jedoch, dass der Luftkrieg der Briten, dem sich vom Sommer 1942 an auch die Amerikaner anschlossen, nicht nur in der nationalsozialistischen Führungsetage, sondern auch in der Stimmung der deutschen Bevölkerung, über welche Goebbels wie kein zweiter informiert war, immer tiefere Spuren hinterliess. Die Royal Air Force, die noch im Juli 1940 »materielle Zerstörung« zum »Hauptziel« der Bombenangriffe erklärt hatte, war im Frühjahr 1942 mit den Angriffen auf Lübeck (28./29. März) sowie Rostock und die dortigen Heinkel- Flugzeugwerke (23.-29. April) zu

Flächenbombardementen mit Brandbomben, die bewusst auch die Wohngebiete nicht verschonten, übergegangen. Im Unterschied zu den Amerikanern, deren Bomber von Langstreckenjägern begleitet wurden und am Tag Präzisionsangriffe gegen die deutsche Rüstungsindustrie und die Transportverbindungen fliegen konnten, vermochten die Briten nur nachts in grosser Höhe und bei geringer Zielgenauigkeit zu operieren. Vom Januar 1943 an hatte Goebbels den Vorsitz des neugegründeten »Bombenausschusses« (›Interministerieller Luftkriegsschäden-Ausschuss‹) inne. Nach einem Angriff auf Essen liess er sich berichten, »welche Verheerungen der Luftkrieg nicht nur an unseren Häusern und Fabrikanlagen, sondern auch an der Moral des deutschen Volkes anrichtet«: »Es erwachsen uns hier Probleme von ungeheurer Weite« (6. April 1943). Am 22. Mai 1943 notierte er: »Sowohl die Reichspropagandaämter als auch die anderen stimmungsmessenden Instanzen sprechen übereinstimmend von einem Stimmungseinbruch, der augenblicklich in Deutschland stattfinde.« Am 5. Juni 1943 sprechen die Berichte der Reichspropagandaämter »nicht nur von einem Stimmungs-, sondern auch von einem Haltungseinbruch, der nun grosse Teile des deutschen Volkes umfasse«. In Städten, »die letzthin Luftangriffe haben über sich ergehen lassen müssen, mache sich vor allem in den Nächten ein ziemlich weitgehender Kriegsdefaitismus in den Bunkern bemerkbar. (...) Die Siegeszuversicht sei allgemein ins Schwinden gekommen.« Nach dem Luftangriff auf Hamburg (24.-30.7.1943), der 20'000 Menschenleben forderte, kündigte Goebbels die Teilevakuierung der Berliner Bevölkerung an (6.8.1943). Die Luftschlacht um Berlin, die im November 1943 begann, zwang auch den Propagandaminister selbst in den Bunker: »Wir leben ja mitten im Krieg, und mancher Frontabschnitt möchte sicherlich, was die enormen Belastungen anlangt, nicht mit uns tauschen. Ein wahrer Höllenlärm geht über uns herab. Dauernd prasseln Minen und Sprengbomben auf das Regierungsviertel hernieder (...). Mir brummt der Kopf vor Schmerzen und Müdigkeit« (24. November 1943). Am 21. Dezember 1943 war Goebbels von Hitler die Leitung der neugeschaffenen Reichsinspektion der zivilen Luftkriegsmassnahmen übertragen worden: »Wir haben bisher in Berlin 10'000 Tote und Vermisste durch den Luftkrieg zu verzeichnen«, hielt er am 10. Februar 1944 fest. »Die Zahl wirkt natürlich auf den ersten Blick erschreckend, aber wenn man sich vorstellt, dass diese Zahl von Beginn des Krieges ab gerechnet werden muss, so ist sie doch nicht so enorm, wie es scheinen möchte« (10. Februar 1944). Doch nach und nach unterhöhlten die alliierten Siege und ihr Luftkrieg selbst Goebbels' eigene Moral: »Der Krieg wird einem langsam über (...), wird einem (...) allmählich zur seelischen Belastung und zur Qual (...), und ich glaube, bei Millionen anderen Menschen wird nichts anderes der Fall sein« (28. März 1944). Da holte ihn und sehr viele andere dieser Luftkrieg ein, »der«, wie Theodor W. Adorno einmal schrieb, »doch diesen ganz gut gefiel, solange es gegen die andern ging«. »Der Mosquito-Angriff dieses Abends wird für mich besonders verhängnisvoll, weil er unser Ministerium trifft. Der ganze schöne Bau an der Wilhelmstrasse (...) völlig vernichtet (...). Das Herz tut einem weh (...). Es ist jetzt auf den Tag genau 12 Jahre, nämlich am 13. März [1933], dass ich in dieses Ministerium als Minister Einzug gehalten habe. Ein denkbar schlechtes Omen für die kommenden zwölf Jahre« (14. März 1945). »Auch die Moral der Bevölkerung ist natürlich auf das stärkste abgesunken, wenn sie nicht gar den Nullpunkt erreicht hat« (22. März 1945).

Luftwaffenchef Görings Stellung im nationalsozialistischen Führungskreis zerbröckelte in dem Masse, wie die deutschen Städte zerfielen. Zuerst wurde er nur »etwas belächelt«, etwa als er am 30. Januar 1943, wie Goebbels berichtet, seine auf den Mittag angesetzte gross inszenierte Rede im Luftfahrtministerium zum 10. Jahrestag der Machtergreifung »um eine Stunde wegen ein paar englischer ›Mosquito‹-Flugzeuge verschoben hat. Die englische Presse wirft ihm nun vor, dass er einmal erklärt habe, er wolle Meier heissen, wenn je ein englisches Flugzeug über Berlin erscheine« (1. Februar 1943). Das «völlige Versagen der Luftwaffe« und mehr noch der von einigen gehegte Verdacht, dass Göring »sich über die Tragweite des Luftkrieges gar nicht im klaren sei«, liessen die Kritik aber immer lauter werden. Am 9. März 1943 registrierte Goebbels, dass »das Prestige Görings beim Führer kolossal gelitten« hat. »Der Führer hat eine Granatenwut.« Nach dem

Angriff der alliierten Bomber auf Nürnberg liess Hitler gleich noch um Mitternacht die Verantwortlichen der Luftwaffe aus dem Bett holen: »Göring weiss also jetzt, was die Uhr geschlagen hat. Es gibt bei dieser mitternächtlichen Unterredung einen ausgewachsenen Krach« (9. März 1943). Auch Goebbels selbst zeigte sich zunehmend »erschüttert darüber, wie inaktiv Göring der ganzen Entwicklung zuschaut. Er muss unbedingt aus seiner Lethargie gerissen werden« (6. April 1943). Göring habe »die technische Entwicklung der deutschen Luftwaffe vollkommen auf den Hund (...) kommen lassen«, hiess es, »[e]r sei auf den Lorbeeren, die sie in den Jahren 1939 und 1940 errungen habe, eingeschlafen (...) Die Versäumnisse, die er sich habe zuschulden kommen lassen, seien tatsächlich geschichtlichen Formats« (9. April 1943).

In einer auch über Rundfunk verbreiteten Rede in München vom 8. November 1943 zum 20. Jahrestag des gescheiterten Hitlerputschs in München von 1923 versuchte Hitler die gesunkene Moral mit Hasstiraden zu heben: »Die Meinung unserer Gegner, dass sie durch ihren Luftterror die Intensität des deutschen Kriegswillens vermindern können, beruht auf einem Trugschluss. Derjenige nämlich, der einmal seine Sachen eingebüsst hat, kann nur einen Wunsch haben: dass der Krieg niemals verloren geht, denn nur der siegreiche Krieg kann ihm einst wieder zu seinen Sachen verhelfen. So sind Hunderttausende von Ausgebombten die Avantgarde der Rache (...). Es mag dieser Krieg dauern, so lange er will, niemals wird Deutschland kapitulieren. Niemals werden wir den Fehler des Jahres 1918 wiederholen, nämlich eine Viertelstunde vor zwölf die Waffen niederzulegen. Darauf kann man sich verlassen: Derjenige, der die Waffen als allerletzter niederlegt, das wird Deutschland sein, und zwar fünf Minuten nach zwölf.«

1944 ging die Luftwaffenproduktion, Görings einstige Domäne, gänzlich in die Hände Albert Speers über, der seit 1942 ›Reichsminister für Bewaffnung und Munition‹ war. Goebbels schrieb: »Verheimlichen lässt die Krise unserer Luftwaffe (...) sich (...) nicht mehr« (6./12. Juni 1944). In Berlin kursierte damals der Witz: »Sagt Goebbels zu Göring, Hitler habe sich erhängt. ›Sagte ich doch‹, meint da Göring, ›ich war immer davon überzeugt, wir würden diesen Krieg in der Luft gewinnen.‹«

Göring musste von da an, Goebbels zufolge, »eine Art von Dekorationsfigur spielen«: »Es ist entsetzlich, welche Winkelzüge man machen muss (...). Man möchte manchmal glauben, dass Göring der Kronprinz wäre, von dem jedermann weiss, dass er nichts taugt, den man aber (...) nicht absetzen kann« (23. September 1944). Hitler halte den »Luftkrieg (...) für furchtbar und unerträglich« und könne »es nicht verstehen, dass Göring bei der jetzigen Härte des Krieges immer noch seinen alten luxeriösen Lebensstil pflegt, dass er sich in pompösen Uniformen kleidet. (...) Der ganze Lebensstil, den Göring augenblicklich pflegt, ist dem Führer widerwärtig und ekelhaft geworden. (...) Er pflegt jetzt mit der Luftwaffe und mit Göring nur noch auf dem Befehlsweg zu verkehren. Er gibt Göring klare Anordnungen und ersucht um Vollzugsmeldungen.« Hitler, so Goebbels weiter, lasse aber »keinen Zweifel darüber, dass er an Göring mit einer richtigen Nibelungentreue hängt, dass er nicht daran denkt, ihn irgendwann einmal fallen zu lassen« (2. Dezember 1944). Goebbels, der derweil den »totalen Krieg« predigte und sich fürchterlich darüber ärgerte, dass »der erste Offizier des Reiches [Göring] in dieser Situation des Krieges in einer silbergrauen Uniform herumläuft«, sah in Göring selbst das »kardinalste Problem unserer Kriegsführung« und wäre nach eigener Aussage schon längst anders mit ihm verfahren: »Wenn einer wie Göring völlig aus der Reihe tanzt, dann muss er zur Raison gerufen werden. Ordenbehängte Narren und eitle, parfümierte Gecken gehören nicht an die Kriegsführung. Entweder ändern sie sich, oder sie müssen eliminiert werden« (28. Februar 1945). Nicht zuletzt auf Goebbels' Betreiben wurde Göring zuletzt doch noch aller seiner Ämter enthoben und bei einem Besuch auf dem Obersalzberg bei Hitler mit seiner ganzen Familie verhaftet. In seinem Testament schloss ihn Hitler zusammen mit Himmler, der geheime Kontakte mit den Alliierten zu knüpfen begonnen hatte, ›für alle Zeiten‹ aus der Partei aus. Nur das Kriegsende rettete Göring vor der Erschiessung durch die SS. Im Nürnberger Prozess zum Tode verurteilt, nahm er sich in der Nacht vor der für den 15. Oktober 1946 vorgesehenen Hinrichtung das Leben. Einem Gerichtspsychologen hatte er noch versichert: »In 50 oder 60 Jahren werden in ganz Deutschland Stand-

bilder Hermann Görings zu sehen sein. Vielleicht kleine Standbilder, aber eines in jedem Haus.«

Adorno schrieb in »Minima moralia«, die Fehler der deutschen Kriegsführung hätten »ihren sozial genauen Sinn« gehabt, »der sich (...) bis zur Katastrophe entfaltete«. Als Beauftragter für den Vierjahresplan war Göring nicht nur für die Raubkriege direkt verantwortlich – »Ich beabsichtige, zu plündern und dies gründlich zu tun«, hatte er am 6. August 1942 an einer Sitzung mit Reichskommissaren und Vertretern militärischer Befehlsstellen betont, aus den besetzten Gebieten sei »das Letztmögliche herauszupumpen« –, sondern auch für den Einsatz von Zwangsarbeitern, Deportierten, Kriegsgefangenen und KZ-Häftlingen in der Kriegsindustrie. In das Sklavenarbeitsprogramm war er von Anfang an eingeschaltet. Ausführungen Görings vom 7. November 1941 zufolge waren damals von ungefähr 5 Millionen Kriegsgefangenen 2 Millionen in der Rüstungsindustrie eingesetzt. In einem Fernschreiben an Reichsführer SS Heinrich Himmler vom 14. Februar 1944 hatte Göring um weitere Kontingente von Konzentrationslagerhäftlingen nachgesucht: »Gleichzeitig bitte ich Sie, mir für die Luftwaffenrüstung noch eine möglichst grosse Anzahl KZ-Sträflinge zur Verfügung zu stellen, da die bisherige Erfahrung diese Arbeitskräfte als sehr brauchbar herausgestellt hat. Die Luftkriegslage macht die Verlegung der Industrie unter die Erde erforderlich. Gerade hierbei lassen sich KZ-Sträflinge arbeitsmässig und lagermässig besonders gut zusammenfassen. Diese Ausbaumassnahmen sind notwendig, um die in der Entwicklung abgeschlossenen modernsten Flugzeuge fabrikatorisch sicherzustellen. Der Führer hat (...) auf diese Flugzeuge entscheidenden Wert gelegt.« Himmler antwortete Göring am 9. März 1944 mit einem Bericht über den Stand des Einsatzes von Häftlingen in der Luftfahrtindustrie und einer geheimen Aufstellung vom 21. Februar 1944, in welcher für die Lager Auschwitz, Buchenwald, Dachau, Flossenbürg, Herzogenbosch, Natzweiler, Neuengamme, Ravensbrück, Sachsenhausen etc. die Anzahl der für die Luftfahrtindustrie eingesetzten und darüber hinaus vorgesehenen Häftlinge samt Verwendungszweck und verantwortlichem Arbeitgeber (z.B. in Dachau BMW, Dornier, Messerschmitt etc.) verzeichnet waren: »Hochverehrter Reichsmarschall! (...) Aus dieser Übersicht geht hervor, dass zur Zeit rund 36'000 Häftlinge für Zwecke der Luftwaffe eingesetzt sind. Die Erhöhung auf insgesamt 90'000 Häftlinge ist vorgesehen. (...) Die Aufgabe meines Wirtschafts-Verwaltungshauptamtes ist jedoch allein mit der Abstellung der Häftlinge an die Luftfahrtindustrie nicht erfüllt, da SS-Obergruppenführer Pohl und seine Mitarbeiter durch laufende Kontrolle und Überwachung der Kommandos für das erforderliche Arbeitstempo sorgen und somit etwas Einfluss auf die Produktionsergebnisse nehmen. (...) Wir haben auch seit längerer Zeit unsere eigenen Steinbruchbetriebe auf Fertigungen für die Luftwaffe umgestellt. So arbeiten zum Beispiel in Flossenbürg bei Weiden die früher im Steinbruch eingesetzten Häftlinge jetzt im Jägerprogramm für die Messerschmitt AG., Regensburg, die in der Bereitstellung unserer Steinmetzhallen und der Arbeitskräfte nach dem seinerzeitigen Angriff auf Regensburg eine günstige Gelegenheit zur sofortigen Teilverlagerung ihrer Fertigung sah. Insgesamt werden dort durch Erweiterung 4000 Häftlinge arbeiten. Wir produzieren jetzt mit 2000 Mann je Monat 900 Satz Nasenkasten und Kühlerverkleidungen sowie 120'000 Einzelteile verschiedener Art für den Jäger Me 109. In Oranienburg haben wir bei den Heinkel-Werken für den Bau der He 177 jetzt schon 6000 Häftlinge eingesetzt. (...) Wir haben auch weibliche Häftlinge in der Luftfahrtindustrie eingesetzt. Es arbeiten zum Beispiel jetzt bei den Mechanischen Werkstätten in Neubrandenburg 2500 Frauen an der Herstellung von Bombenabwurfgeräten und Rudermaschinen. Das Unternehmen hat den gesamten Serienbetrieb auf Häftlinge umgestellt. (...) Die Verlegung von Produktionsstätten der Luftfahrtindustrie unter die Erde erfordert einen *weiteren* Einsatz von ca. 100'000 Häftlingen. Die Planungen für diesen Einsatz auf Grund Ihres Schreibens (...) sind bereits in vollem Gange. (...) Heil Hitler!« Über Flossenbürg hielt ein Untersuchungsbericht, der am Nürnberger Prozess vorgetragen wurde, fest: »Während der 12 Monate vor der Befreiung waren Flossenbürg und seine von dort kontrollierten Zweiglager für den Tod von 14'739 männlichen und 1300 weiblichen Insassen

verantwortlich. Diese Zahlen stellen die Anzahl der Todesfälle fest, soweit dieselben aus den vorhandenen Lageraufzeichnungen zu ersehen waren; dieselben sind jedoch in keiner Weise vollständig, da sich viele geheime Massenhinrichtungen und Todesfälle ereignet haben (...) Das Konzentrationslager Flossenbürg kann am besten als eine Fabrik des Todes bezeichnet werden. Obwohl der Einsatz von Massensklavenarbeit eines der Hauptziele dieses Lagers war, bestand ein anderer seiner Hauptzwecke in der Vernichtung von Menschenleben durch bestimmte Methoden der Gefangenenbehandlung. Hunger und Hungerrationen, Sadismus, die Art und Weise der Unterbringung, unzulängliche Kleidung, medizinische Vernachlässigung, Krankheit, Prügel, Hängen, Erfrieren, Aufhängen an den Händen beweist, dass es sich hier nicht um die Folge vereinzelter Ausschreitungen von einzelnen Gefangenenwärtern handelt, sondern dass sie die Folge vorsätzlich von oben gegebener Richtlinien waren. Die Verbrechen, die in diesen Konzentrationslagern begangen wurden, waren von einem so ungeheuren Ausmass, dass die Greueltaten einzelner dagegen zur Bedeutungslosigkeit verblassen.« In Kahla in Thüringen hatte Göring ein grosses unterirdisches Werk für den Bau des Düsenjägers Me 262 herrichten lassen. Es war auf eine Kapazität von 1000 Jägern pro Monat ausgebaut und war beinahe betriebsbereit, als die amerikanischen Truppen einmarschierten. Weitere ausgedehnte unterirdische Fabriken gab es in der Nähe von Nordhausen zur Fabrikation der »Vergeltungswaffen« V1 und V2. Dahin waren nach Luftangriffen auch die Junkers Flugzeugmaschinen-Werke in Magdeburg verlegt worden. Ein amerikanischer Bericht schildert die Arbeitsverhältnisse dort wie folgt: »Im Mittelwerk war die Ventilation schlecht (...). Der Metallstaub lag zollhoch auf dem Boden (...). Es war auch unbehaglich kalt, oder das Kalksteindach fiel ein (...). Das Wasser am Ort war ungeniessbar und musste von auswärts hergeschafft werden. Die sanitären Anlagen waren unqualifizierbar. Die [Arbeiter] mussten durch lange Tunnel nach aussen am Fusse des Hügels zu Latrinen gehen. (...) Speer fasste die Gesamtlage der Produktion infolge der Verzettelung der unterirdischen Fabrikanlagen an verschiedenen Orten in folgende Worte zusammen: ›Man kann einen Luftkrieg nicht mit Zement und Tunneln gewinnen.‹«

Primo Levi, der 1944 aus Italien nach Auschwitz deportiert wurde und dort die Fliegerangriffe der Amerikaner auf die benachbarten Buna-Werke miterlebte, in denen synthetischer Gummi hätte produziert werden sollen, schreibt in seinem autobiographischen Bericht »Ist das ein Mensch?«: »[I]m August beginnen die Bombardierungen (...). Nach jedem Luftangriff sind neue Schäden zu reparieren; die empfindlichen, erst vor wenigen Tagen betriebsfertig gemachten Maschinen müssen demontiert und fortgeschafft werden (...). Wir schwitzen in Staub und glühenden Trümmern, beben wie Tiere, auf die Erde gepresst unter dem Wüten der Flugzeuge; abends kehren wir dann, zerbrochen von der Mühe und ausgedörrt vom Durst, ins Lager zurück. (...) In Buna reagieren die deutschen Zivilisten mit der Wut des sichern Menschen, der aus langem Herrschertraum erwacht ist, nun seinen Untergang vor Augen sieht und nicht fassen kann (...). Kein Deutscher kann jetzt vergessen, dass wir auf der anderen Seite stehen: auf der Seite der furchtbaren Säleute dort oben, die, jeder Absperrung zum Trotz, den deutschen Himmel als Herren durchfurchen, die das stählerne Leben ihrer Werke zerbrechen, die Tag um Tag die Vernichtung bis in ihre Häuser tragen, in die nie zuvor geschändeten Häuser des deutschen Volkes. (...) Wir dürfen nicht in die Bunker. Wenn die Erde zu beben anfängt, schleppen wir uns, hinkend und benommen, durch die ätzenden Rauchschwaden der Nebelwerfer bis auf das ausgedehnte, unbebaute, verschmutzte, unfruchtbare Land, das sich noch im Buna-Gürtel befindet; dort liegen wir dann unbeweglich, zuhauf übereinander wie Tote, immerhin noch empfänglich für das augenblickliche Wonnegefühl der ruhenden Glieder. Mit ausdruckslosen Augen sehen wir, wie rings um uns Rauch- und Feuersäulen emporsteigen; in den kurzen Zwischenpausen, in denen man das leise, unheilvolle Dröhnen vernimmt, das jedem Europäer bekannt ist, suchen wir auf der hundertmal zertrampelten Erde nach verkümmertem Löwenzahn und kärglicher Kamille, kauen sie langsam und schweigend.«

Robert Antelme, der aus Frankreich ins KZ Buchenwald verschleppt und da im Aussenlager Gandersheim in eine abgelegene Fabrik für Flugzeuggestelle kam, bemerkte in seinem Buch »Die Gattung Mensch«, dass sie sich »weniger verlassen« fühlten, wenn

sie nachts die Bomber hoch über sich hinwegfliegen hörten: »Sie wissen nicht, dass sie über uns hinwegfliegen. Für sie gibt es in der Nacht über Deutschland Bahnhöfe, Fabriken und irgendwo in diesem Netz empfindlicher Punkte auch Lager wie das unsrige. Sie werfen ihre Bomben ab, nicht weit von uns, es rollt, verbreitet Schrecken. (...) Sie sind da, das Geräusch dauert fort, wir richten uns auf, horchen; sie schaffen es, sind unangreifbar. Die SS zittert. Wir empfinden keine Angst, und wenn doch, freuen wir uns gleichzeitig darüber. Sie (...) sind für eine Stunde nach Deutschland gekommen, sie werden nie wissen, wer wir sind, aber wir buchen das Bombardement für uns. (...) Des Nachts, welche Freude, sie zu hören. Ruhig, lange. Als bildeten sie ein Dach für uns. Und dann denken wir: vor einer Stunde waren sie noch zu Hause, in einer Stunde werden sie wieder zu Hause sein. (...) Das rechnet man sich mehrmals während der Nacht vor. Man hält sich an alles, was eine Entfernung zunichte macht, an alles, was sie überwindbar macht, was dafür spricht, dass man nicht wirklich auf einem anderen Planeten lebt (...). Wenn Sie bei Tage über uns hinwegfliegen und die SS da ist, ergibt sich zwischen ihr und uns ein neuer Unterschied. Sie blicken auf in den Himmel, dann beobachten sie uns. (...). Alarm war eine gute Zeit, eine Zeit, die uns gehörte. Es war nicht mehr der ganze Tag gegen uns.«

Abgestürzte oder notgelandete alliierte Flieger, die den Deutschen in die Hände fielen, wurden häufig misshandelt und gelyncht. Himmler verbot der Polizei mit Befehl vom 10. August 1943, sich in die Lynchjustiz einzumischen oder sie zu verhindern. Abgesprungene Fallschirmjäger mit Sabotageauftrag waren einem Befehl Hitlers vom 18. November 1942 zufolge »bis auf den letzten Mann niederzumachen«. In der Kriegsgefangenschaft wurden die Flieger vielfach erschossen, nicht nur, wenn sie zu entfliehen versuchten. Seit Frühling 1944 wurden sie mit und ohne vorgängiges Urteil wegen Teilnahme an »Terroraktionen« – Luftangriffe auf Städte, Tiefflugaktionen – hingerichtet. Der aus Roubaix in Nordfrankreich stammende Maurice Lampe, der 1941 verhaftet und 1944 in das wegen seinem Steinbruch gefürchtete KZ Mauthausen kam und dort im Messerschmitt-Kommando arbeitete, berichtete am 25. Januar 1946 vor dem Internationalen Militär-

gerichtshof in Nürnberg: »Im Laufe des Monats September, ich glaube, es war am 6. September 1944, kam in Mauthausen ein kleiner Transport an: 47 englische, amerikanische und holländische Offiziere; Flieger, die mit Fallschirmen abgesprungen waren. Sie waren gefangengenommen worden, nachdem sie versucht hatten, nach Hause zurückzukehren. Dafür hatte sie ein deutsches Gericht zum Tode verurteilt. (...) [D]ie siebenundvierzig Offiziere wurden barfuss zum Steinbruch geführt. Ihre Ermordung ist für alle Insassen von Mauthausen eine wahrhaft höllische Vision geblieben. (...) Am Fusse der Treppe [die vielen Stufen, die aus dem Steinbruch hinausführten] wurden den Unglückseligen Steine auf die Schultern geladen; Steine, die sie bis oben zu schleppen hatten. Der erste Gang geschah mit Steinen von 25 bis 30 Kilogramm. Unter Schlägen wurde der erste Gang beendet. Hinunter mussten sie im Laufschritt. Beim zweiten Gang waren die Steine schwerer und je mehr die Last die Unglückseligen drückte, desto mehr gab es Fusstritte und Peitschenhiebe, sogar mit Steinen wurden sie beworfen. (...) Am Abend, als ich vom Kommando zurückkam, dem ich damals zugeteilt war, war der zum Lager führende Weg voller Blut. Ich wäre beinahe auf einen Unterkiefer getreten; 21 Leichen lagen am Weg, 21 waren am ersten Tag gestorben, die 26 übrigen starben am folgenden Morgen.«

›GEWISSERMASSEN CHLOROFORMIERT‹

Wer nach wie vor davon ausgeht, dass der Zweite Weltkrieg kein schicksalhaftes Verhängnis war, sondern eine Katastrophe, die hätte verhindert werden müssen, wird nicht darum herumkommen, sich nach dem Anteil der Schweiz am allgemeinen Versagen zu fragen. Gegenüber der Schweiz wie gegenüber anderen Neutralen verfolgte die deutsche Aussenpolitik vor dem Krieg als oberstes Ziel, diese Staaten aus dem politischen System des Völkerbundes, sprich Versailler Vertrages, herauszulösen, in der Hoffnung, sie würden im Konfliktfalle jeder anti-deutschen Koalition fernbleiben. Denn der Völkerbund, dem Deutschland 1933 und Italien

1937 den Rücken kehrten, hatte sich in Artikel 16 seiner Satzung ein Instrument der Friedenssicherung geschaffen, das Zähne hatte und jeder aggressiven Expansionspolitik einen Riegel schob: »Schreitet ein Bundesmitglied (...) zum Kriege, so wird es ohne weiteres so angesehen, als hätte es eine Kriegshandlung gegen alle anderen Bundesmitglieder begangen. Diese verpflichten sich, unverzüglich alle Handels- und Finanzbeziehungen zu ihm abzubrechen (...).« Der Rat des Völkerbundes, dem ein ständiges Sekretariat beigegeben war und der über jede Frage berict, die »in den Tätigkeitsbereich des Bundes fällt oder die den Weltfrieden berührt« (Art. 4), war auch »verpflichtet«, in so einem Fall »den verschiedenen beteiligten Regierungen vorzuschlagen, mit welchen Land-, See- und Luftstreitkräften jedes Bundesmitglied für seinen Teil zu der bewaffneten Macht beizutragen hat, die den Bundesverpflichtungen Achtung zu verschaffen bestimmt ist« (Art. 16). Die »Bundesmitglieder« hatten gemäss Völkerbundstatuten »den Streitkräften eines jeden Bundesmitglieds, das an einem gemeinsamen Vorgehen zur Wahrung der Bundesverpflichtungen teilnimmt, den Durchzug durch ihr Gebiet zu ermöglichen.«

Das Deutsche Reich, das vehement zum Krieg rüstete, setzte alles daran, den automatischen Sanktionsmechanismus des Völkerbundes zu blockieren. Da die Schweiz Gastland des Völkerbundes war und Genf sein Sitz, konnte die Schweizer Aussenpolitik ihm nicht gleichgültig sein. Bei seinem Versuch, die Schweiz zu neutralisieren und in sein eigenes Interessensystem einzuspannen, ging das Deutsche Reich sehr geschickt zu Werke. Die Einheit der Völkerbundstaaten zu schwächen, zählte zu den wichtigsten politischen Vorbereitungshandlungen für den geplanten deutschen Eroberungskrieg. Unser Land, das unter den neutralen Staaten Europas bei der Ausformulierung der neuen Neutralitätsdoktrin eine Vorreiterrolle spielte, erwies sich dabei aus Naivität, Unwissenheit und mangelnder innerer Grösse als leichtgläubiger und willfähriger Erfüllungsgehilfe solcher deutschen Pläne. Der historische Skandal dabei ist, dass die Schweiz – vor dem Hintergrund eines mythisch überhöhten Geschichtsbildes – so tat, als sei die Rückwendung auf sich selbst im Zeichen der »absoluten Neutralität« ihr ureigenster Entschluss. Dabei war, was als positive Wende,

als ›Rückkehr‹ zu alten eidgenössischen Gepflogenheiten hingestellt wurde, doch nur ein von den Nationalsozialisten herbeigewünschter Akt der europäischen Entsolidarisierung.

Damals gewöhnten sich Schweizer Politiker an, nicht mehr von der Schweiz zu reden, sondern, die Schweiz und ihre für vital befundenen Interessen meinend, von der »ewigen, unverbrüchlichen und uneingeschränkten Neutralität«. Wie ein mythischer Schild wurde diese Chiffre hochgehalten, mit feierlicher Miene. »Neutralität« wurde, um mit Hannah Arendt zu reden, zum »Suprasinn«, zum Schlüssel der Geschichte mit Anspruch auf absolute und totale Geltung, zu einem logischen System, in dem nun »jegliches zwangsläufig folgt«, mit einer »um alle Realitätserfahrung unbekümmerten Konsequenz«. Eine neutrale Haltung eingenommen hatte die Schweiz eigentlich erst in den kriegerischen Konflikten der jüngsten Vergangenheit. Die Eidgenossen fernerer Zeiten pflegten der Soldgeldzahlungen wegen in den europäischen Schlachten nicht selten auf beiden Seiten zu kämpfen. Betrieben wurde also dazumal nicht scheue Zurückhaltung und *Neutralität* – neutrum: keiner von beiden –, sondern, so genommen, zügellose politische *Promiskuität.* Wenn die eidgenössischen Länder- und Städteorte, welche wegen den in den Burgunderkriegen errungenen Erfolgen von den Grossmächten für Söldnerlieferungen von allen Seiten umworben und bestochen wurden, seit der *verkauften* Schlacht von Marignano gar *keine gemeinsame Aussenpolitik mehr hatten* und seit der Reformation mit dem darauffolgenden Bürgerkriegsklima, welches die Eidgenossenschaft in zwei feindliche Blöcke spaltete, *eine solche auch nicht mehr haben wollten,* hatte das nichts mit hehren Prinzipien zu tun, sondern war einfach die nüchterne Konsequenz aus einem staatspolitischen Debakel. »Die Schweiz« als werdende Nation gab es innen- und aussenpolitisch gar nicht mehr, sie wurde als eigentlicher Staat, als selbständiger Machtfaktor, auch erst im 19. Jahrhundert wieder gegründet und betrieb da ein paar Jahrzehnte lang auch ganz gern und gar nicht uninteressant europäische Politik.

Der Mann, der sie dann als aussenpolitisch souveräner Staat wieder zum Verschwinden bringen wollte – mit der 1937/38 vollzogenen sogenannten Rückkehr zur »integralen Neutralität« –

war Bundesrat Giuseppe Motta. Er war der Mathematiker einer Nullösung der schweizerischen Aussenpolitik, der Selbstausschaltung aus dem Kreis der souveränen Staaten. Er erhob die Beschwichtigungspolitik gegenüber den deutschen Nationalsozialisten und italienischen Faschisten gewissermassen zur Kunstform. Als er im Februar 1940 verstarb und seinem geistigen Erben Marcel Pilet-Golaz Platz machte, hatte er im Bundesrat achtundzwanzig Jahre lang redegewaltig die Geschicke des Landes bestimmt, davon die letzten zwanzig Jahre als schweizerischer Aussenminister. 1934 war er im Völkerbund in Genf mit einer flammenden Rede gegen die Aufnahme der Sowjetunion aufgestanden. Als oberster Diplomat hatte er die Schweiz 1920 nicht nur in den Völkerbund hineingeführt, sondern – zur unverhohlenen Befriedigung Deutschlands und Italiens – 1937/38 im wesentlichsten Punkte, der Sanktionenfrage, auch wieder *hinaus*. Die schweizerische Neutralität, das war er selbst, und keine Worthülse jonglierte er virtuoser als diese.

Von 1933 an lastete die deutsche Diplomatie zentnerschwer auf der schweizerischen Brust, und wer es wie Motta verstand, diesen Alptraum zu beschwören, der machte es gewissermassen allen recht. Den einen dadurch, dass er ihnen zu tiefem Schlaf verhalf, den andern, indem er ihnen die lästigen Warner und Schreier vom Halse schaffte.

Die vielbeschworene Besinnung auf unsere Neutralität war nicht die Frucht eines meditativen Gedankens, sie kam unter heftigem Druck Deutschlands zustande. Sie war ein Feigenblatt, der Tarnanstrich für die spezielle Vasallität, in welche die Schweiz gegenüber Deutschland gefallen war. Hitler bekräftigte in seiner Rede vom 30. Januar 1939: »Niemand kann es mehr schätzen, an seiner Reichsgrenze wahrhaft befreundete neutrale Staaten zu wissen, als Deutschland.« In der von langer Hand vorbereiteten Kriegspolitik kam der Schweiz eine genau umrissene Funktion zu – diese Rolle hat die Schweiz gespielt, mustergültig neutral, und gänzlich überzeugt von der Teilbarkeit des Friedens. Die Schweiz versuchte sogar, noch neutraler als die übrigen Neutralen zu sein, und weigerte sich, Ende August 1939 den Friedensaufruf der Osloer Staatengruppe zu unterzeichnen. Sie schloss sich in einem

engen nationalen Horizont ein, liess das Ideal eines Systems der kollektiven Sicherheit vollkommen fallen und gab jede Suche nach übergeordneten Leitlinien einer europäischen Friedenspolitik auf.

Dieser Kurswechsel der schweizerischen Aussenpolitik erfolgte stufenweise. Mussolini und Hitler buchstabierten der Schweiz immer deutlicher vor, dass »Neutralität« mit Sanktionen, wie sie der Völkerbund vorsah, nicht vereinbar sei. Der grosse Testfall war 1935/36 der kriegerische Überfall Italiens auf das seit 1923 dem Völkerbund angehörende Abessinien, das heutige Äthiopien. In der Sanktionsdebatte leistete sich Motta im Ständerat am 8. Januar 1936 die abschätzige Bemerkung, damals wäre Abessinien wegen den nach wie vor bestehenden Formen der Sklaverei in dem Lande besser gar nicht in den Völkerbund aufgenommen worden – als ob das dem italienischen Faschismus das Recht gegeben hätte, ganz Abessinien als Kolonie zu versklaven. Die Schweiz war vom Völkerbund auf ihren Wunsch hin schon am 13. Februar 1920 von der Verpflichtung zu militärischen Sanktionen entbunden worden. Solche waren allerdings nach dem Verzicht des Völkerbunds auf dieses Mittel 1931/32 gegen Japan, als dieses die Mandschurei besetzte, auch nicht zu erwarten. Doch hatte der Bundesrat schon im Vorfeld der Debatte durchblicken lassen, dass er sich auch nicht vollumfänglich an den *wirtschaftlichen* Sanktionen gegen Italien beteilige. In einer Erklärung vor der Völkerbundsversammlung vom 10. Oktober 1935 meinte Motta, dass seinem Verständnis nach »unsere allgemeine Pflicht zur Ergreifung von wirtschaftlichen und finanziellen Sanktionen (...) nicht absolut ist. Wir erachten, nicht an Sanktionen gebunden zu sein, welche durch ihre Natur und ihre Wirkungen unsere Neutralität einer reellen Gefahr aussetzen würden.« Sicherlich, der Bundesrat erliess in der Folge ein Waffenausfuhrverbot für Italien, verhängte diese Massnahme zur Konsternation des Völkerbundes zugleich aber auch über das angegriffene Abessinien. Zwar stellte die Schweiz zunächst auch die Gewährung von Krediten an Italien ein, aber am vorgeschriebenen Handelsboykott wollte sie nicht teilnehmen, versprach lediglich, das Handelsvolumen auf dem bestehenden Niveau einzufrieren. Der deutsche Gesandte in Bern,

Ernst von Weizsäcker, schrieb denn auch am 31. Januar 1936 sichtlich befriedigt nach Berlin, Motta beweise »eine entschiedenere Rücksichtnahme auf deutsche Gesichtspunkte. Überhaupt liess die ganze Parlamentsdebatte etwas mehr als in den letzten Monaten schweizerisches Verständnis erkennen für das Gewicht des Faktors Deutschland bei künftigen Konflikten.« Schon ein paar Tage nach der Ständeratsdebatte vom 8. Januar 1936 über die Sanktionen hatte der deutsche Gesandte auch bei Motta vorgesprochen und ihm eingeschärft, dass sich die Schweiz in einem etwaigen europäischen Konflikt, in welchem Nicht-Völkerbundsmitglieder wie Deutschland (Austritt: 1933) einbezogen wären, strikt nach den Prinzipien der Neutralität zu verhalten hätte. Sanktionsverpflichtungen der Schweiz im Rahmen des Völkerbunds würden von ihnen nicht anerkannt. Nach dem Austritt Italiens aus dem Völkerbund im Jahre 1937 urteilte der deutsche Gesandte von Weizsäcker, dass dieser »weiter erheblich an Ansehen verloren hat. Die Universalitätsidee dürfte nunmehr endgültig zu Grabe getragen sein. Zugleich haben die Neutralitätsbestrebungen der ›zwischen den Fronten‹ stehenden Völkerbundsmitglieder (...) eine kräftige Förderung erfahren (...). Diese Bestrebungen dürften sich zwar vorerst nicht in einem Verlassen des Genfer Bundes, wohl aber in einem noch entschiedeneren Abrücken von Artikel 16 und dem kollektiven Sicherheitssystem auswirken. Von deutscher Seite wird man diese Entwicklung nur begrüssen können. (...) Dabei wird freilich der Eindruck zu vermeiden sein, dass wir in irgendeiner Form auf die freie Entscheidung der einzelnen Staaten einen Druck auszuüben gedächten« (24. Dezember 1937). Die italienische Regierung hatte der Schweiz ebenfalls nie vorenthalten, dass sie ihre ›Zweifel‹ habe, ob die Beteiligung an wirtschaftlichen Sanktionen sich mit der Neutralität vertrage.

Die Beziehungen des nationalsozialistischen Deutschland zu den neutralen Staaten hatten etwas von der kühlen Leidenschaft für manöverierbare Spielsteine. Was Deutschland bereits mehrere Züge im voraus in fertiger Gestalt vor Augen stand, beliebte es dabei allerdings den auf seinem Spielbrett herumgeschobenen Neutralen angelegentlichst zu verhüllen. Die da auf eine neue Linie geschoben und, wo es sich als nötig erwies, noch zurechtgeformt wurden, liessen sich, solange ihnen nur gut zugesprochen wurde, freilich auch nicht ungern Sand in die Augen streuen, denn dies vertrieb schlechte Vorahnungen und liess auf das Hereinbrechen besserer Zeiten hoffen. Die Meinung der Nationalsozialisten, dass, wie Goebbels es noch am 8. Mai 1943 wiederholte, »das Kleinstaatengerümpel, das heute noch in Europa vorhanden ist, so schnell wie möglich liquidiert werden muss«, war jedoch kein wirkliches Geheimnis, ebenso wenig wie die zweifelhafte politische Moral der neuen Herren in Berlin damals eines war, die der Propagandaminister an derselben Stelle seines Tagesbuches so zusammenfasste: »Wer Europa besitzt, der wird damit die Führung der Welt an sich reissen. In diesem Zusammenhang können wir natürlich Fragen von Recht und Unrecht überhaupt nicht zur Diskussion akzeptieren.«

Aber für die kleinen und mittleren Staaten hätten die Alternativen zum Stillsitzen und Kopfeinziehen spätestens von 1935 an etwas Beweglichkeit erfordert, sehr viel sogar, hektisches Politisieren möglicherweise, mit Schutzabsprachen und Verteidigungsbündnissen, solidarischer Bereitschaft zu frühen Sanktionen und klaren Signalen. Doch der Anreiz dazu schien gering, die Grossen selbst, Frankreich und Grossbritannien, die Eckpfeiler des noch demokratischen Europas, zeigten nicht zuallerletzt auch aufgrund der eigenen inneren Widersprüche als Kolonialreiche und Hüter der Freiheit, wenig Lust zu vorausschauendem Handeln und reagierten bloss, eher hilflos und kläglich. Neville Chamberlain, der britische Premier, welcher Hitler am 29. September 1938 mit dem Abkommen von München zu jenem Erfolg verhalf, der, wie nach dem Krieg bekannt wurde, alle damaligen von seiten konservativer deutscher Heereskreise vorbereiteten Staatsstreichpläne gegen den ›Gefreiten aus Österreich‹ zunichte machte, hatte Hitler schon am 22. Februar 1938 das politische Feld geräumt, als er erklärte, »dass der Völkerbund in seiner heutigen Form die kollektive Sicherheit nicht gewährleisten kann« und »die kleinen Nationen« nicht glauben dürften, »dass der Völkerbund sie vor Angriffen schütze«.

In seiner Ansprache an die Oberbefehlshaber vom 22. August 1939 über seine Absicht, Krieg zu führen, meinte Hitler: »Die Gegner haben nicht mit meiner grossen Entschlusskraft gerech-

net. Unsere Gegner sind kleine Würmchen. Ich sah sie in München.« In seiner Rede vom 23. November 1939 vor denselben Oberbefehlshabern über seine Kriegsziele, sagte er es noch deutlicher: »Mein Entschluss ist unabänderlich. Ich werde Frankreich und England angreifen zum günstigsten und schnellsten Zeitpunkt. Verletzung der Neutralität Belgiens und Hollands ist bedeutungslos. Kein Mensch fragt danach, wenn wir gesiegt haben. Wir werden die Verletzung der Neutralität nicht so idiotisch begründen wie 1914.«

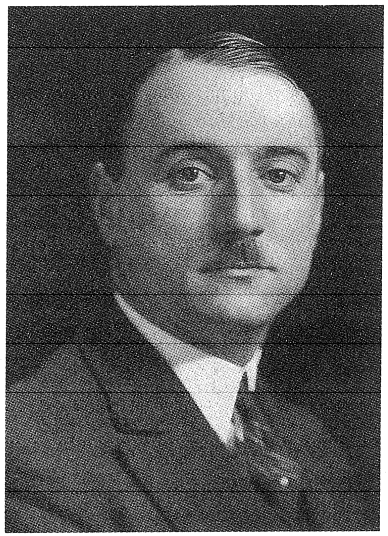
Die Schweiz hatte das Glück, auf der Liste der nationalsozialistischen Kriegsziele nicht sehr weit oben zu stehen, das ist auch gerade alles. Nicht gleich von »der Wucht der Tatsachen« (Goebbels, 2.10.1938) hinweggefegt zu werden, hatte die kleine Alpenrepublik nicht zum ersten Mal in ihrer Geschichte der Tatsache zu verdanken, im Windschatten der Weltereignisse zu liegen, eigentlich gar nicht so wichtig zu sein, ein Gebilde, an das Goebbels gedacht haben mag, als er am 2. April 1944 in seiner Zeitung ›Das Reich‹, noch immer vollmundig, verkündete: »Aber Deutschland ist heute Europa. Ausserhalb seines unmittelbaren Einflussbereiches gibt es nur noch kleine Partikel unseres Kontinents, die noch über eigene Machtmittel verfügen.« Umgekehrt indessen liess die offizielle Schweiz über Reichspropagandaminister Goebbels nichts kommen. Als die Wochenzeitung ›Die Nation‹ im Juli und August 1943 eine vierteilige, panoramaartig aufgemachte Serie mit dem Titel »Wie Dr. Goebbels arbeitet« brachte, erhielt sie von der Zensurstelle eine »Verwarnung«: »Die propagandistischen Methoden Dr. Goebbels' werden«, so hielt die Beschwerdekommission fest, »mit einer Schärfe gezeichnet, die unter den heutigen Kriegsumständen gegenüber dem Minister eines Staates, mit dem die Schweiz korrekte Beziehungen unterhält, als unangebracht erscheinen. Typisch für den Tenor der ganzen Aufsatzfolge sind etwa die Bemerkungen, die deutsche Öffentlichkeit sei ›gewissermassen chloroformiert‹ und dank Dr. Goebbels sei ›die gewaltigste Parteiorganisation aller Zeiten fast ungestört gegen den Willen der Mehrheit des Volkes‹ aufgezogen worden.«

Eine durch Solidaritätsabsprachen geeinte Staatengemeinschaft hätte dem deutschen Expansionsstreben von Anfang an Grenzen gesetzt. Doch dazu kam es nicht. Deutschlands Neutralisierungsstrategie, die darauf abzielte, die kleinen und mittleren Staaten zu vereinzeln, damit diese im Kriegsfall mehr oder weniger wehrlos auf sich selbst gestellt wären, hatte in der Schweiz, aber auch etwa in Belgien und Holland, einen durchschlagenden Erfolg. Die jeweiligen deutschen Zusagen, diese Neutralität zu respektieren, wurden gern gehört, und nicht nur die Schweiz flüchtete sich in die Hoffnung, es treffe schon nicht sie, sondern höchstens einen andern. Die Schweizer Regierung verfiel in eine atavistische Haltung: So wie die Eidgenossen einst im Mittelalter sich bei jedem neuen deutschen Kaiser die alten Freiheiten hatten bestätigen lassen, so liess Bern auch immer wieder in Berlin anfragen, ob die Nationalsozialisten auch wirklich die schweizerische Unabhängigkeit zu respektieren vorhätten – eine Lieber-Wolf-friss-uns-nicht-Politik, die dessen Appetit nur ins Grenzenlose weiterwachsen lassen konnte. Am 22. Februar 1938 berichtete der neue deutsche Gesandte Otto Carl Köcher von einem Treffen mit Hans Frölicher, dem Schweizerischen Gesandten in Berlin: »Mit Bezug auf den Abschnitt der Führer-Rede vom 20. dieses Monats, in dem der Führer seine Befriedigung über das Streben nach wirklicher Neutralität seitens einer Reihe europäischer Staaten ausdrückte, entnahm ich aus den Äusserungen Frölichers, dass Bundesrat Motta ausserordentlich befriedigt über diese Anerkennung seiner Politik sei und der Bundesrat in dem Passus eine Gewähr sehe, dass ein im Grund ungetrübtes Einvernehmen zwischen der Schweiz und Deutschland bestehe.«

Kaum drei Wochen später rückte die Wehrmacht in Österreich ein und vollzog am 13. März 1938 den ›Anschluss‹. In seiner Erklärung »über die Ereignisse in Österreich« gab sich der damalige Schweizer Bundespräsident Baumann am 21. März 1938 im Nationalrat unbeirrt vertrauensvoll: »Die Veränderung, die die politische Karte Europas dieser Tage erfahren hat, kann keine Schwächung der politischen Lage der Schweiz zur Folge haben. (...) Feierliche Zusicherungen sind uns in dieser Hinsicht von allen Seiten gegeben worden. (...) Keiner unserer drei Nachbarstaaten kann

Mussolini, Hitler.

den Untergang der Schweiz wünschen oder anstreben. (...) Es ist eine jahrhundertealte Mission der Schweiz in Europa, im Interesse aller die Alpenpässe zu hüten. (...) Die Schweiz hält sich von fremden Händeln fern. Jeder Angriff auf die Unversehrtheit ihres Gebietes würde ein verabscheuungswürdiges Verbrechen gegen das Völkerrecht darstellen.« Starke Worte fand die Schweiz nur im Gedanken an den eigenen Untergang. Dem Schicksal der anderen Staaten fühlte sie sich nicht mehr verbunden. Am 29. April 1938 kündigte der Bundesrat in einer Erklärung die Absicht an, ›angesichts ihrer immerwährenden Neutralität‹ künftig in keiner Weise mehr an den Sanktionen des Völkerbunds teilzunehmen. In seiner Rede vom 11. Mai 1938 vor dem Völkerbund liess Motta die Weltöffentlichkeit wissen, »dass die Unterscheidung von militärischen und wirtschaftlichen Sanktionen immer problematischer geworden« und die Schweiz »gezwungen« sei, »sich auf die säkulare Position der integralen Neutralität zurückzuziehen«: die Schweiz »kann sich nicht mehr mit einer differentiellen Neutralität, die sie allen Gefahren aussetzen würde, abfinden.« Eine Politik, die *Unterschiede* machte – zwischen Aggressoren und Opfern, paktbrüchigen und pakttreuen Staaten – und von elementaren Verbindlichkeiten ausging, sollte es nicht mehr geben. Der sowjetische Völkerbundsvertreter Litvinoff bezeichnete dies sogleich als »Verletzung der Völkerbundsstatuten«, was der schweizerische Schritt zweifellos auch war, doch der Völkerbundsrat nahm diesen Sinneswandel in einer Resolution einfach zur Kenntnis, zweifellos um sich und seinem Gastland Schweiz weiteren Ärger zu ersparen. Als der neue Schweizer Gesandte in Berlin, Hans Frö-



Links: Bundesrat Giuseppe Motta (1871-1940) im Jahre 1938 Chef des Politischen Departements; sein Nachfolger im Amt wurde 1940 Pilet-Golaz. Rechts: Bundesrat Marcel Pilet-Golaz (1889-1958) im Jahre 1938, noch als Vorsteher des Post- und Eisenbahn-Departements.

licher, am 9. Juni 1938 Hitler das Beglaubigungsschreiben übergab, bemerkte dieser, »Deutschland sei hocherfreut über die Lösung, die in der Neutralitätsfrage gefunden wurde. Artikel 16 des Völkerbundspaktes sei doch nicht ganz ohne Gefahr für die Schweiz gewesen. Wer Friedensbrecher sei, könne man, wie die Weltgeschichte der jüngsten Zeit lehre, nie eindeutig feststellen und dieses Urteil in einem europäischen Konflikt sei auch einem Gremium in Genf nicht möglich. (...) Deutschland gehöre zu [den] an der Neutralität der Schweiz interessierten Staaten und vielleicht noch mehr als andere.« Das schweizerische Nachgeben ermunterte die deutsche Diplomatie natürlich nachgerade dazu, die Forderungen immer weiter hinaufzuschrauben. Das Gastrecht, das der Völkerbund auch im Falle eines Krieges in Genf geniessen sollte, war Staatssekretär von Weizsäcker ein Dorn im Auge, und gegenüber dem italienischen Gesandten Magistrati erwähnte er, es »wäre zu prüfen, wie dieses Gastrecht gegebenenfalls mit wahrer Neutralität der Schweiz vereinbar sei« (14. Mai 1938).

Die Schweiz wollte damals sich selbst und der ganzen Welt weismachen, sie fände mit der integralen Neutralität zu ihrer ›wahren‹ Souveränität zurück, dabei wurde ihr diese Zwangsjacke vom Deutschen Reich umgeschnürt. Punkt für Punkt schrieb die deutsche Politik unserem Land vor, was noch zulässig war und was nicht. Als Grossbritannien und Frankreich im März 1939 bei Besprechungen über einen allfälligen Schutz der Schweiz, Belgiens und Hollands nachdachten und die Presse darüber berichtete, wurde die Schweiz von Deutschland immer wieder von neuem dazu gedrängt, sich von möglichen Hilfszusagen zu distanzieren. Noch im Juli 1939 schrieb Frölicher aus Berlin, das Auswärtige Amt sei mit der Antwort »der Schweizerischen Regierung in Sachen Hilfsversprechen nicht zufrieden« und sei der Meinung, »dass unser Verhalten nicht einer richtigen Neutralitätspolitik entspreche«. Berlin gab sich erst zufrieden, als Bundesrat Motta noch einen weiteren Schritt von den Völkerbundsstaaten weg tat: »Unsere Neutralität muss uneingeschränkt bleiben. Wir haben uns zu ihrer Verteidigung an niemand gebunden. Die Verhandlungen, die in Bezug auf uns zwischen fremden Regierungen statthaben mochten, erfolgten ausserhalb von uns und sie werden unsere Haltung

nicht beeinflussen. Wir gründen unser Vertrauen in erster Linie auf unsere Waffen. (...) Unser Vertrauen gründet sich auf feierliche Versprechungen, die uns abgegeben worden sind. Sollten wir eines Tages gezwungen sein, die Hilfe jener anzufordern, die uns gegenüber Beistandspflicht haben, so ist es klar, dass es an uns wäre, die zu begehren. Wir werden nie eine automatische Beistandsleistung zulassen« (13. August 1939).

Als der Zweite Weltkrieg schliesslich am 1. September 1939 mit dem deutschen Überfall auf Polen begann, diktierte Nazideutschland dem Völkerbund vermittels der zu einer Marionette gewordenen Schweizer Regierung sogar die Traktandenliste. Staatssekretär von Weizsäcker telegrafierte dem deutschen Gesandten in Bern im Vorfeld der für Anfang Dezember 1939 geplanten Zusammenkunft von Völkerbundrat und -versammlung: »Trotz scheinbarer Absicht, rein administrative Fragen zu behandeln, müssen wir doch befürchten, dass Tagung während Kriegszeit zu politischen Kundgebungen führen wird, die in ihrer Tendenz gegen Deutschland gerichtet sind, wie beispielsweise mögliches Auftreten einer tschechischen bzw. polnischen Delegation. England und Frankreich werden auch sicherlich Gelegenheit benutzen, um öffentlich oder nicht öffentlich Propaganda gegen Deutschland zu machen. Ich bitte Sie daher, Schweizerische Regierung in nachdrücklicher Form darauf aufmerksam zu machen, dass wir, anknüpfend an ihre wiederholten Erklärungen über ihre Neutralität, glaubten, ihr unsere Auffassung über mögliche bedenkliche Rückwirkung der Genfer Tagung auf deutsch/schweizerische Beziehungen mitteilen zu müssen. Wir erwarten, dass Schweizerische Regierung gegen irgend eine Beeinträchtigung ihrer Neutralität auf jede Weise Vorsorge treffen würde« (10. November 1939). Die Schweiz war beliebig erpressbar geworden und drohte dem Völkerbund unverblümt mit Konsequenzen – der Bundesrat hätte dem Völkerbund das Gastrecht entziehen können – für den Fall, dass er das täte, was eigentlich seine Aufgabe gewesen wäre: die Weltgemeinschaft zu mobilisieren, um den Aggressor Deutschland zu stoppen. Der deutsche Gesandte in Bern, Otto Carl Köcher, telegrafierte am 7. Dezember 1939 an das Auswärtige Amt zurück: »Da infolge [der] Erkrankung Mottas von Politischem Departement keinerlei be-

friedigende Auskunft zu erhalten war über etwaige Schritte Bundesrats bei Völkerbund, um [eine] deutschfeindliche Propaganda Westmächte bei bevorstehender Ratstagung und Versammlung Völkerbundes zu verhindern, habe ich Altbundesrat Schulthess auf [die] Gefahr, die für Schweiz durch derartige Propaganda entstehen würde, (...) persönlich und vertraulich hingewiesen. [Die] daraufhin abgehaltene Besprechung Schulthess mit Motta ergab, dass dieser im Auftrage Bundesrates bereits an Generalsekretär Avenol geschrieben [hat], [die] Schweiz verlange, dass [die] Verhandlungen lediglich auf russisch-finnischen Konflikt beschränkt blieben. Avenol habe zustimmend geantwortet, worauf Motta entgegnete, dass sich [die] Schweiz Handlungsfreiheit vorbehalte, falls [diese] Zusage nicht eingehalten würde und es trotzdem zur Behandlung von polnischen, tschechischen oder anderen Fragen käme, die propagandistisch gegen Deutschland ausgeschlachtet werden sollten. Bitte von publizistischer Behandlung vorstehender Meldung abzusehen«. Frölicher, der schweizerische Gesandte in Berlin, bewies in der Folge, dass die faktische Anpassung Stufe um Stufe beliebig weitergehen konnte. Am 19. Mai 1940, als nach dem deutschen Überfall auf die neutralen Beneluxstaaten und Frankreich (10. Mai 1940) auch in der Schweiz die Panik um sich griff, schrieb er nach Bern: »Angesichts [der] Kriegslage empfehle [ich] zu prüfen, ob nicht im Falle [eines] deutschen Einmarsches [die] Neutralität mit [den] Alpen im Rücken unter Verzicht auf [ein] Bündnis mit [den] Westmächten aus eigener Kraft verteidigt werden sollte. Diese Haltung würde im Falle deutschen Endsieges unsere Aussichten verbessern.« Nachdem am 10. Juni Italien auf der Seite Deutschlands in den Krieg eintrat, schrieb Frölicher am 11. Juni 1940 aus Berlin: »Die grosse Wahrscheinlichkeit, dass Deutschland für lange die entscheidende Kontinentalmacht sein wird und Italien die Mittelmeermacht, muss in unserer Aussenpolitik berücksichtigt werden. (...) Je rascher es möglich ist, wieder freundschaftliche und vertrauensvolle Beziehungen mit Deutschland herzustellen, desto mehr Aussicht besteht für unsere Sicherheit in dem neuen Europa. Meines Erachtens sollte die Umstellung auf dem Gebiete der Aussenpolitik damit begonnen werden, dass die Schweiz aus dem Völkerbund austritt. Die Verlegung des

Sitzes wird sich während der Dauer von zwei Jahren, bis zu welchem Zeitpunkt der Austritt wirksam wird, von selbst klären. Der Bundesrat kann heute den Austritt auf Grund der allgemeinen Vollmachten beschliessen. Die Geste hat nur einen Wert, wenn sie rasch erfolgt und wenn störende Diskussionen im Parlament und Volk vermieden werden. Sicherlich würde die Massnahme hier richtig verstanden werden und zur Entspannung der deutsch-schweizerischen Beziehungen wesentlich beitragen. Der Entschluss müsste vorher vertraulich in Berlin und Rom zur Kenntnis gebracht werden, damit die Massnahme im richtigen Sinne bei den Achsenmächten gewürdigt wird.«

Blenden wir nochmals kurz zurück. Am Schluss der grossen Neutralitätsdebatte vom 29. September 1938, am selben Tag mithin, als in München Chamberlain und Daladier mit Hitler und Mussolini konferierten, erklärte Bundesrat Motta im Ständerat: »Wenn wir heute, in dieser tristen Stunde der Weltgeschichte, die Seele ruhig und das Herz versichert haben, dann glaube ich, ohne Übertreibung sagen zu können, dass wir dies der Tatsache verdanken, dass unsere Neutralität uneingeschränkt anerkannt ist, dass sie wieder geworden ist, was sie immer gewesen ist, und dass niemand, ohne ein fürchterliches Verbrechen zu begehen, daran denken könnte, an unsere Grenzen zu rühren.«

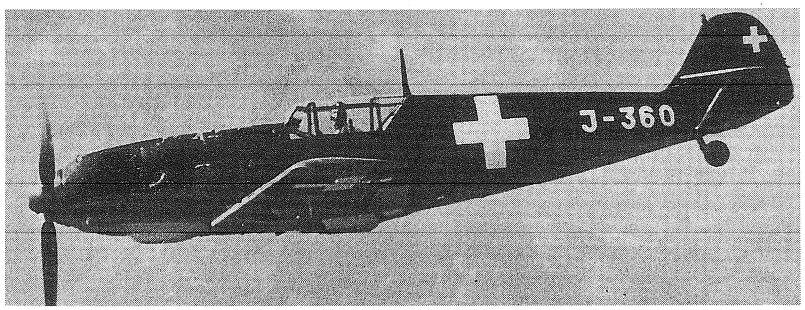
Es war damals Nationalrat Giovanni-Battista Rusca, der langjährige Stadtpräsident von Locarno, der es als einer der wenigen gewagt hatte, Motta tags zuvor im Nationalratssaal entgegenzutreten: »Gerade in dieser Situation, die den politischen Tendenzen einen universellen Charakter verleiht, welchem wir uns auf vergebliche Weise ständig zu entziehen versuchen, müssen wir uns einer tiefen Gewissenserforschung unterziehen und uns fragen, ob wir die Neutralität als einfaches, egoistisches Nichtbeteiligtsein an den Weltereignissen verstehen und praktizieren wollen, oder ob wir uns auch die volle Freiheit vorbehalten und auf das Echo unseres zivilen Gewissens hören wollen, das, inmitten der Gewaltakte, Schrecken und Morde, die wir miterleben, noch die Verständigung auf der Grundlage der Gerechtigkeit sucht. Es genügt nicht im-

mer, auszurufen: ›Wir wollen uns nicht mit dem beschäftigen, was sich ausserhalb unserer Grenzen abspielt.‹ Das wäre zu bequem. Es kann der Augenblick kommen, wo wir klar und deutlich unsere Meinung sagen müssen. (...) Die Möglichkeit, dass diese Regimes und ihre Methoden weiter ausgreifen, beunruhigt uns; mehr noch: ängstigt uns zutiefst. Denn wenn sie triumphieren sollten – machen wir uns darüber keine Illusionen –, wird es keinen Respekt mehr vor den Nationen geben. Alle, Grosse und Kleine, müssten das Gesetz des Siegers über sich ergehen lassen. (...) Wiegen wir uns nicht in der gefährlichen Illusion gewisser Zauberworte, dass der sicherste Weg, um in Frieden zu leben, darin bestünde, immer der Freund von jedem und allen bleiben zu wollen: derer, die Aggressionen begehen, ebenso wie derer, die sie erleiden müssen – der Henker wie ihrer Opfer. Wir können gewiss nicht die Polizisten dieses durch Leidenschaft und Gewalt entfesselten Europa sein. Aber eine durch systematische Neutralität veranlasste Haltung, die uns dazu verpflichten würde, selbst den Schrei der Empörung in unserer Seele zu ersticken, angesichts der Gewalt, der Ungerechtigkeit und des Verbrechens, und uns als ein Volk erscheinen liesse, dem das Schicksal der anderen mehr oder weniger gleichgültig ist, könnte uns die Überraschung vorbehalten, dass auch wir uns eines Tages diesen Gewalttätigkeiten ausgesetzt sähen, ohne dann diese Prinzipien der internationalen Solidarität anrufen zu können, die wir, im Unglück der anderen, ignoriert hätten, in der Hoffnung oder Illusion, hinter dem Bollwerk der integralen, unbedingten Neutralität jeder Gefahr enthoben zu sein.«

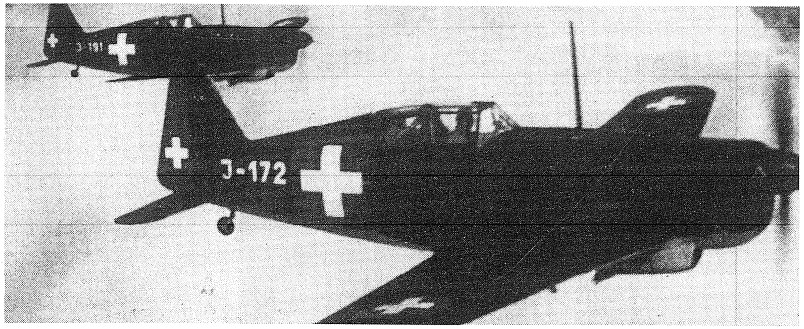
Nationalrat Giovanni-Battista Rusca, Anwalt und seit 1920 Stadtpräsident von Locarno; er gehörte der Radikal-demokratischen Fraktion an.

Untergang der Neutralen

Als die Royal Air Force nach dem deutschen Überfall auf Polen (1.9.1939) die ersten Lufteinsätze gegen das Deutsche Reich zu fliegen begann, verharrten die kleinen Völkerbundstaaten eingeschüchtert in ihrer Neutralität. Verstört verlangten die Belgier, Holländer und Luxemburger von den Engländern, ihr Territorium nicht zu überfliegen. Dieselbe Forderung stellten sie auch an die Deutschen, die den Luftraum der Benelux-Staaten ebenfalls durchquerten, die Schuld dafür aber den Engländern zuschoben und dadurch aber ihren Druck auf die Neutralen nur noch verschärften. Den Presseleuten des neutralen Dänemark war am 7. September 1939 in Berlin erklärt worden, »Deutschland sei daran interessiert, dass die neutrale Front so stark wie möglich werde. Auf der andern Seite [gehe] Deutschland aber [davon aus], dass jeder neutrale Staat auch seine sämtlichen Kräfte einsetze, um seine Neutralität zu verteidigen. Deutschland erwarte, dass die Geschütze der neutralen Staaten die ihr Gebiet überfliegenden Flugzeuge beschiessen. Eine Verletzung der Neutralität bzw. eine Pas-

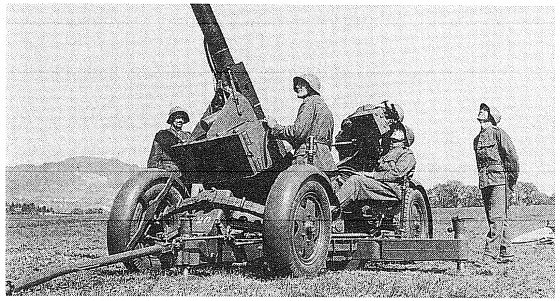


Schweizer Messerschmitt 109 E-3.

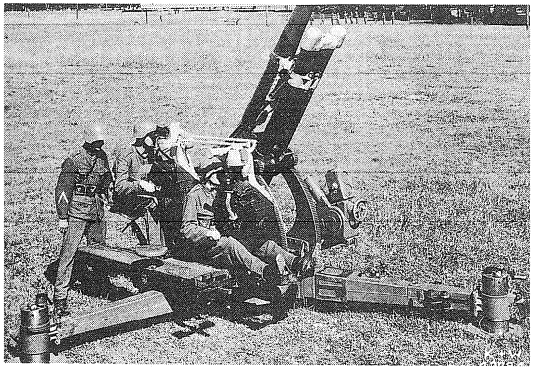


Schweizer Morane-Jagdflugzeuge.

sivität gegenüber Neutralitätsverletzungen könne Deutschland unter keinen Umständen hinnehmen.« Der Berliner Korrespondent der NZZ, der diesen Bericht nach Zürich übermittelte, vermutete, »dass diese Warnung in erster Linie auf Holland gemünzt« war. Bezeichnenderweise schoss dann aber am 15. September 1939 vor der holländischen Küste, wenn auch ausserhalb des niederländischen Hoheitsgebiets und angeblich irrtümlich, zuerst ein deutsches Flugzeug eine holländische Maschine ab – deren Besatzung blieb dank deutscher Hilfeleistung am Leben. Am 21. September 1939 liess Goebbels »die Vertreter der neutralen Auslandpresse« zu sich ins Propagandaministerium laden, um, wie die NZZ berichtete, »den in einigen Ländern verbreiteten Gerüchten über einen bevorstehenden deutschen Überfall auf Holland, Belgien oder Luxemburg ein kategorisches Dementi entgegenzusetzen. Die deutsche Regierung habe nie die Absicht gehabt, einen Angriff gegen einen der drei genannten Staaten zu unternehmen,



34mm Flab Kan 38 W+F.



7,5cm Flab Kan 38.

und sie werde auch in Zukunft die gleiche Politik befolgen.« Ende Oktober 1939 waren aus den USA aber weitere beunruhigende Berichte über einen geplanten Angriff Deutschlands auf Holland bekannt geworden, und die Belgier begannen doch allmählich über ein mögliches »Defensivbündnis zwischen Belgien und Holland« nachzudenken. Doch Holland, das an sein mögliches Untergehen so wenig glauben wollte wie unser Land, winkte ab und liess mit Worten, die den schweizerischen zum Verwechseln ähnlich klangen, verlauten: »Die holländische Auffassung der Neutralität ist zugleich die einer unbedingten und allseitigen Unabhängigkeit.«

Das britische Bomber Kommando, das die Piloten schon zuvor angewiesen hatte, nicht über neutrales Territorium zu fliegen, informierte schliesslich seine Bombergruppen am 11. Oktober 1939 über eine Erklärung der »deutschen Behörden«, wonach diese »sich nicht gebunden betrachteten, die Neutralität eines Landes zu respektieren«, wenn dieses neutrale Land »Überfliegungen des Feindes widerstandslos zulasse« oder wenn »dessen Verteidigungsmaterial für wirkungsvolle Gegenwehr ungenügend« oder das Land »trotz vorhandenem modernem Verteidigungsgerät nicht imstande« sei, »die Überfliegung feindlicher Flugzeuge zu verhindern«. Auf Grund dieser deutschen Drohungen schärfte das Bomber Kommando den Fliegern ein, sei es von »entscheidender Bedeutung [vital importance], jede Neutralitätsverletzung zu vermeiden«. Das britische Luftministerium machte den Royal Air

Force-Piloten auch in einer ganzen Reihe von Schreiben klar, dass sie, wenn sie von neutralen Jägern abgefangen und zur Landung gezwungen würden, kein Recht hätten, sich dagegen zu wehren. Ein früher erlassener Befehl, der gelautet hatte, »dass Flugzeuge es auf keinen Fall zulassen sollten, sich zur Landung zwingen zu lassen«, wurde abgeändert. Den britischen Piloten jedoch machte der Gedanke zu schaffen, dass sie sich womöglich über neutralem Boden aus Völkerrechtsgründen – das Luftministerium hielt sich an Artikel 42 und 48 des Entwurfs für ein Haager Luftkriegsabkommen – »ohne Gegenwehr totschiessen lassen sollten«: »[E]in neutrales Land kann nicht das gesetzmässige Recht haben, das Feuer mit der Absicht zu eröffnen, die Besatzung eines Flugzeugs zu töten, das unbeabsichtigt und ohne jede Absicht, dem neutralen Land zu schaden, über neutrales Territorium geraten ist.«

Als die Belgier dazu übergingen, in ihren Luftraum eingedrungene Maschinen mit ihren Jagdflugzeugen abzufangen und am 2. März 1940 auf eine über Belgien fliegende deutsche Dornier 17 Warnschüsse abgaben, zeigten die Deutschen, dass sie sich, anders als die Briten, der Diplomatie nur bedienten, wenn sie ihnen zustatten kam: Sie erwiderten das Feuer und schossen kurzerhand eines der belgischen Jagdflugzeuge ab – dessen Pilot verlor sein Leben. Nach diesem schweren Luftzwischenfall erklärte Belgien, in Zukunft ohne vorhergehende Warnung auf eindringende Flugzeuge zu schiessen. Ende März beschlossen auch die Norweger, in Anbetracht der zahlreichen Überfliegungen sofort das Feuer auf Flugzeuge zu eröffnen, die ihre Neutralität verletzten.

Wie belanglos diese sowohl gegen Engländer wie Deutsche gerichtete Massnahme angesichts der aggressiven deutschen Expansionspolitik war, offenbarte sich, als das Deutsche Reich nur einige Tage später am 9. April 1940 Dänemark und die wichtigsten norwegischen Häfen besetzte. Isolierte bewaffnete Neutralität erwies sich als gänzlich kraftlos, und zu vereinten – auch militärische Sanktionsmassnahmen miteinschliessenden – Anstrengungen im Rahmen einer kollektiven Sicherheitspolitik war es zu spät.

Roger Antoine, der heute in Frankreich, ganz nahe an der Schweizer Grenze, lebt, gehörte während des Krieges in Belgien einer Untergrundorganisation an, welche abgestürzte alliierte Fliegerbesatzungen, die überlebt hatten, vor den Deutschen zu retten versuchte. 1980 veröffentlichte er ein Buch über die alliierten Flieger – »Forteresses sur l'Europe«.

Als wir uns in Genf treffen, erklärt er mir: »Eine belgische Neutralität gab es nur bis zum 10. Mai 1940, danach schwenkte Belgien, das unter deutsche Besatzung kam, ins Lager der Alliierten. Wie die belgische Bevölkerung den Einmarsch der Deutschen erlebt hat? In einer sehr grossen Panik. Vom 13. Mai 1940 an gingen die Deutschen auch in der Gegend, wo ich lebte, 40 km südlich von Charleroi, nahe der französischen Grenze, so vor, wie sie bereits vorher in anderen Gegenden vorgegangen waren: Die Luftwaffe schoss mit automatischen Waffen auf alles, was sich bewegte, besonders auf die Zivilbevölkerung, um kolossale Strassenverstopfungen zu schaffen, welche die französische und die englische Armee nicht zu durchbrechen vermochten. Die Verkehrswege waren versperrt von Flüchtlingen, die von den Deutschen unter Beschuss genommen wurden. Es war ihre Taktik, Schrecken zu verbreiten, um administrativ, militärisch und strategisch alles lahmzulegen, die Leute auf die Strassen zu treiben. Die Methode war fürchterlich wirksam. Alles, was sich am Boden rührte, wurde mit Bomben belegt und beschossen.« Seine Generation, sagt er, habe das nicht vergessen können. »Als ich an jenem Montag im Morgendunst stand, sah ich auf einmal eine zweimotorige Maschine heranfliegen. Kugeln pfiffen um mich herum. Ich besitze noch ein Möbelstück von meiner Mutter mit Einschusslöchern drin. Überall Tote, verendete Pferde, unpassierbare Strassen. Die französische Verstärkung kam nicht zur belgisch-deutschen Front durch.« Er war damals noch keine sechzehn Jahre alt. Seine Eltern hatten im Dorf Boussu-Léz-Walcourt ein Café-Restaurant, ›Auberge du coin‹ hiess es. Auch sie flüchteten zunächst. Als sie nach ein paar Wochen zurückkehrten, fanden sie vielerorts Waffen, die die Franzosen beim Rückzug liegengelassen hatten. »Die können uns eines Tages noch nützlich sein«, hätten sie sich damals gesagt und sie versteckt. Der erste Bomber, eine britische Wellington, stürzte

nur vier Kilometer von ihrem Dorf entfernt ab. Von der Besatzung waren alle tot. Bei der zweiten Maschine fanden sie einen – von zwei – Überlebenden, und organisierten seine Flucht. Das war der Anfang. »Für sowas stellten die Deutschen Leute an die Wand.« Er selbst verbrachte später, als es immer gefährlicher wurde, schon auch einmal eine Nacht in einem Versteck, das sie hinter einer Treppe im Haus vorbereitet hatten. Die letzten Monate vor der Befreiung Belgiens am 3./4. September 1944 schliefen sie zum Schutz vor nächtlichen Verhaftungen nur noch im Freien. Der allererste Widerstandsakt seines Vaters hatte aber einer Flasche Wein oder Cognac gegolten, welche einer von zwei deutschen Soldaten, die einer Landstrasse entlanggingen, in Papier gewickelt unter dem Arm trug. Roger Antoine und sein Vater näherten sich ihnen auf Fahrrädern von hinten. Es ging einen Hügel runter und sie rollten mit ansehnlicher Geschwindigkeit. »Pass auf! Fahr etwas voraus!« sagte sein Vater da zu ihm, und als sie an den Deutschen vorbeiflitzten, gab dieser der Flasche des deutschen Soldaten mit dem Fuss einen kräftigen Stoss, so dass sie am Boden zerschlug – und weg waren sie schon. Hinter sich hörten sie die Deutschen nur noch fluchen!

Er selbst bekam in der Gegend insgesamt etwa zwanzig abgestürzte oder notgelandete alliierte Bomber zu Gesicht, denn in Florennes, in nicht allzu grosser Entfernung, lag ein Flugfeld für deutsche Nachtjäger. Den Verbindungsleuten der Briten oder später des amerikanischen OSS (Office of Strategic Services) hatten sie damals immer umgehend Flugzeugnummern und Zustand der niedergegangenen Maschinen mitgeteilt, zuerst jedoch nach Überlebenden gesucht. Fast zwei Dutzend alliierte Flieger hätten sie mit Zivilkleidern versehen und in ein Fluchthilfenetz einschleusen können, das sie quer durch Frankreich über die Pyrenäen nach Spanien brachte, von wo sie ganz offiziell mit Hilfe der britischen oder amerikanischen Botschaft zu ihren Einheiten zurückgelangen konnten. Einer von Roger Antoines Freunden ging eines Tages mit ihnen mit, schwamm, da ihm der Weg über die Botschaft nicht offenstand, von der spanischen Südküste rund um die Grenzsperren ins britische Gibraltar und wurde Jagdpilot bei der Royal Air Force.

Eine Fliegerausbildung bei den Alliierten war auch Roger Antoines grosser Wunsch. Als er sich eines Nachts im Auftrag der Amerikaner an eine scharf bewachte B-17 heranrobbte, die am Vortag, dem 30. Dezember 1943, in ihrer Nähe notgelandet war, um ein geheimes Bombenzielgerät herauszuholen, fand er den deutschen Wachsoldaten im hinteren Teil des Bombers schlafend. Leise schlich er sich in die Spitze des Flugzeugs, durchtrennte mit einem Taschenmesser die Drähte und schleppte das Zielgerät, über dessen Erbeutung die Deutschen sich schon gefreut hatten, aus der Maschine, ohne dass die Wache davon das geringste mitbekommen hätte. »Ich habe das ziemlich grosse Ding auf dem Rad meiner Mutter durch den Wald gestossen. Das Fahrrad war nachher hin, aber das Bombenzielgerät war gerettet. Das versetzte die Deutschen in Rage.« Zum Dank versprachen ihm die Amerikaner den Pilotenschein. Gleich nach dem Einmarsch der Alliierten schloss er sich der amerikanischen Armee an und kam ins 39. Regiment der 9. Infanteriedivision – sein Vater ging zur britischen Armee. Am Tag nach seinem zwanzigsten Geburtstag setzten sie bei Remagen über den Rhein. Der erste Kriegseinsatz erfolgte für ihn in einem Wald bei Hürtgen, in Bad Godesberg kam es zum Häuserkampf: »Sich in Wäldern zu schlagen ist immer kompliziert – in den Strassen einer Stadt ist es dies *extrem*.« Als sie in Bayern ankamen, lernte er dann fliegen und wurde Pilot auf Verbindungsflugzeugen. Im einzelnen will er aber nicht über den Krieg reden: »Weil der Krieg zum Kotzen ist. Manche von uns, und das ist auch für mich der Fall, sind durch gewisse Dinge traumatisiert worden. Bei der Infanterie sehen Sie die Dinge von ganz nah, Sie sehen den Gegner. Vom Flugzeug aus sehen Sie nicht, was vor sich geht, Sie sehen nicht, dass da ein Bauch offen liegt, sehen nicht, wie jemand stirbt und solche Sachen. Bei der Infanterie ist das anders.« In seinem Dorf waren mindestens zwei in seinem Alter von den Deutschen verhaftet worden. Einer von ihnen kehrte nach dem Krieg als »wanderndes Skelett«, wie Roger Antoine sagt, aus Dachau zurück, ein anderer war in einem KZ gestorben. Angst vor dem Tode hat er schon auch gehabt, damals, aber, so sagt er: »Im Alter von zwanzig Jahren zählt, was unmittelbar ist, nicht die Vergangenheit, nicht die Zukunft.«

Kalkulationen

Am 3. Mai 1940 orientierte das Britische Luftministerium das Bomber Kommando, dass die Schweiz beschlossen habe, Flugzeuge, die ihren Luftraum verletzten, »ohne vorherige Warnung« abzuschiessen. Dieser schweizerische Schiessbefehl stammte vom 31. März 1940. Eine gleichlautende Weisung war bereits einmal gleich zu Beginn des Krieges am 6. September 1939 in Kraft gesetzt, nach wenigen Monaten aber wieder aufgegeben und durch Verordnungen ersetzt worden, die zuerst Warnschüsse mit Leuchtspurmunition, speziellen grünen Leuchtraketen oder auch scharfer Munition vorsahen (27./28.12.1939). Nun sollte gleich wieder scharf geschossen werden. Diese neue ›alte‹ Regelung vom März 1940, mit welcher die Konsequenzen aus dem Abschuss der belgischen Maschine durch die Deutschen gezogen werden sollten, erwies sich allerdings schon nach wenigen Wochen als politischer Beschluss mit unkalkulierbaren Folgewirkungen. Bereits am 10. Mai 1940 feuerten die Schweizer Jäger in zwei unabhängigen Aktionen auf einen deutschen Jagdbomber und einen deutschen Aufklärer: Der erste rettete sich Richtung Frankreich, der zweite nach Österreich, wo er eine Notlandung unternahm – die zweiköpfige Flugbesatzung war schwer verletzt. Am 16. Mai 1940 schossen die Schweizer einen zweimotorigen Heinkel-Bomber ab, der sich in einem Schneesturm wegen ausgefallener Peilanlage verflogen und beim Auftauchen der Schweizer Abfangjäger das Feuer eröffnet hatte. Die vierköpfige Besatzung überlebte mit viel Glück.

Am 1. Juni 1940 schossen die Schweizer Jäger in zwei aufeinanderfolgenden Aktionen zwei weitere Heinkel-Bomber ab. Von den fünf Mann Besatzung der ersten Maschine, die bei Lignières auf Schweizer Boden stürzte, überlebte niemand. Die zweite Maschine machte eine Notlandung in Frankreich.

Am folgenden Tag, dem 2. Juni 1940, schoss ein Schweizer Abfangjäger wiederum einen Heinkel-Bomber ab, der von seinem Einsatz in Frankreich her stark havariert war und bereits einen Schwerverletzten, der später im Spital verstarb, an Bord hatte. Dem Bomber gelang es noch, auf einer Wiese zu landen. Die Deutschen forderten die Schweizer Jäger daraufhin am 4. Juni

1940 ganz im Sinne einer Abrechnung zu einem von reinen Prestigegründen diktierten Luftgefecht heraus. Zwei deutsche zweimotorige Messerschmitt Jäger wurden abgeschossen und machten eine Notlandung in Frankreich. Umgekehrt brachten die Deutschen eine Schweizer Maschine zum Absturz. Dabei fand Rudolf Rickenbacher den Tod.

Am 6. Juni 1940 traf eine Schweizer Flabbatterie ein deutsches Kampfflugzeug und zwang dadurch die Besatzung über Frankreich zum Absprung.

Am 8. Juni 1940 kam es im französisch-schweizerischen Grenzgebiet über dem Jura zu einer erneuten regelrechten Luftschlacht, an der sich als dritte Partei – Frankreich war noch nicht ganz erobert – auch französische Maschinen beteiligten. Ein Schweizer Doppeldecker wurde von den Deutschen gleich zum Auftakt gewissermassen zur Vergeltung aus heiterem Himmel abgeschossen. Emilio Gürtler und Rodolfo Meuli verloren dabei das Leben. Eine einmotorige schweizerische Messerschmitt musste notlanden, der Pilot der Maschine erlitt schwere Verletzungen. Eine deutsche Me 110 ging bei Réchésy in Frankreich nieder (zwei Tote), eine weitere stürzte bei Triengen/LU ab (zwei Tote); eine dritte machte in Oberkirch/SO eine Notlandung. In anderen deutschen Maschinen wurden zwei Besatzungsmitglieder tödlich verwundet.

Die Flugzeuge waren am 8. Juni 1940 zeitweise so tief geflogen, dass sie beinahe die Bäume streiften. In der Gegend von Les Breuleux, Jura, reckte an jenem Tag ein fünfzehnjähriges Mädchen im Fenster eines Pferdestalls verwundert den Kopf, als die Maschinen über den Bauernhof brausten. Auf das Läuten der Kirchenglocken hin war sie nicht wie die anderen im Keller verschwunden: »Da habe ich sie gesehen, wie sie an der Tanne vorbeiflogen. Einmal hatte ich das Gefühl, ich hätte sogar den Piloten gesehen und dass er mich am Stallfenster auch gesehen hat. Das waren noch altmodische Flieger, sie hatten noch so Brillen auf. Der Luftkampf hat über den Wipfeln der Tannen stattgefunden, die hinter dem Hause standen, und die sind nur ein paar Meter höhergeflogen. Da habe ich plötzlich gedacht, nein, das ist also schon sehr gefähr-

lich, was du da machst. Aber ich bin ja immer im Stall bei den Pferden gewesen. Nachher haben mich die Bauersleute aus dem Stall geholt und mit mir geschimpft, dass ich so frech sei und zugeschaut habe. Dann kamen die vom Militär und haben natürlich alles wissen wollen. Es hat riesige Krater auf den Feldern draussen gehabt.« Das erzählte mir eine Zürcherin, fast beiläufig, die damals als Heranwachsende für ein Jahr im Jura gelebt hatte, um dort französisch zu lernen. Meine Mutter. Ich hatte ihr gesagt, dass ich etwas über Flieger schreibe. Nie hatte sie zuvor auch nur ein Wörtchen darüber berichtet.

Wie auch immer der Ausgang der Luftkämpfe vom Mai/Juni 1940 bewertet werden mag, auf politischer Ebene zog die Schweiz in der Folge ganz eindeutig den kürzeren. Göring war ausser sich. Hitler beabsichtigte, die Sache selbst in die Hand zu nehmen. Drohungen fielen. Das Deutsche Reich könne sich in die Lage versetzt sehen, seine Interessen in anderer Weise wahrzunehmen. Am 20. Juni 1940 verbot der General der Schweizer Armee den Fliegertruppen jeden weiteren Luftkampf, erliess einen Stillhaltebefehl, wie es hiess, »unter Berücksichtigung der gegenwärtigen politischen Verhältnisse«: »Bis auf weiteres sind Luftkämpfe über dem gesamten Herrschaftsgebiet der Schweiz zu unterlassen. Demzufolge werden keine Flugzeugbesatzungen mehr, weder von der Zentralstelle noch von den Flieger-Regimentern, gegen fremde, das schweizerische Hoheitsgebiet überfliegende Flugzeuge eingesetzt.« Am 26. Juni 1940 wurden ausserdem die nach den Kämpfen internierten deutschen Flieger wieder freigelassen, am 10. September 1940 auch deren Flugzeuge, oder was davon übriggeblieben war, an Deutschland ausgeliefert. Während drei Jahren und vier Monaten wurden die Schweizer Jagdflugzeuge aus politischen Gründen nicht gegen die Deutschen eingesetzt. Erst in der zweiten Hälfte des Jahres 1943, als sich über dem Schweizer Himmel die Amerikaner zeigten, hielten die Schweizer Armeeführung und der Bundesrat den Augenblick für gekommen: Vom 25. Oktober 1943 an durfte wieder scharf geschossen werden.

Die Schweiz hegte einen seltsamen Grimm gegen die Alliierten. Vom Sommer 1940 an legte sie bei der Britischen Regierung ein um das andere Mal energischen Protest ein, wenn die Royal Air Force bei ihren nächtlichen Luftangriffen auf Norditalien schweizerisches Territorium überflog. Eine Anfrage des deutschen Gesandten bei Pilet-Golaz, wie etwa jene vom 5. September 1940, was die Regierung gegen die fortgesetzten nächtlichen Überfliegungen zu unternehmen gedenke, löste in Bern gleich in höchstem Masse Ängste aus. Die britische Regierung versuchte von 1940 bis Mitte 1943 beinahe beschwörend, die Schweizer von der Unmöglichkeit zu überzeugen, Überfliegungen schweizerischen Territoriums gänzlich zu vermeiden. Am 6. September 1940 beschloss das britische Aussenministerium, sich über den britischen Botschafter in Washington an die Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika zu wenden, damit diese auf die Schweiz einwirke: »Sie können Mr. Hull [Aussenminister der Roosevelt-Regierung] zu seiner vertraulichen Information mitteilen, dass, so sehr wir dies auch bedauern, dringende militärische Notwendigkeit uns dazu zwingt, mit den Luftangriffen auf Norditalien fortzufahren, selbst wenn das miteinschliesst, über die Schweiz zu fliegen, was auch immer die schweizerische Reaktion sein mag. Es gibt im Raum Mailand gewisse militärische Ziele, deren frühe Zerstörung für unsere Kriegsanstrengungen von allerhöchster Bedeutung ist. Die Distanz nach Mailand ist von einer Grössenordnung, dass die Bomber keinen grossen Spielraum haben, um dorthin und sicher wieder zurück zu gelangen, gemessen auch an der Länge des Flugs über feindlichem Territorium. Unsere Flugzeuge müssen daher bei gewissen Wind- und Wetterverhältnissen unausweichlich die Schweiz überqueren. Wir dachten, es sei klüger, der Schweizer Regierung die nackte Wahrheit zu verschweigen, aber wir haben ihre Proteste immer auf eine Weise beantwortet, dass wenig Zweifel bestehen konnte, dass die Flüge in Wirklichkeit weitergehen würden. (...) Wir hatten gehofft, dass die Regierung und die Bevölkerung der Schweiz ermessen würde, wie schwierig es für uns ist, diese technischen Verletzungen ihrer Neutralität zu vermeiden. Als ein Volk, das sich während Jahrhunderten der Sache der Freiheit und der Demokratie hingegeben hat, wissen sie [die Schwei-

Britische Plakate, die für die Zeichnung von Kriegsanleihen werben.

zer], dass die einzige Hoffnung für ihre weitere Unabhängigkeit in einem Sieg der Alliierten liegt. Es hätte daher erwartet werden können, dass sie nicht zu skrupelhaft auf die Beachtung der technischen Aspekte [technicalities] ihrer Neutralität bestehen, insbesondere mit dem Beispiel der Regierung der Vereinigten Staaten vor Augen. Wir wären sehr dankbar, wenn sich die Regierung der Vereinigten Staaten in der Lage sähe, die Schweizer Regierung an ihre Verpflichtungen als traditioneller demokratischer Staat zu erinnern, so dass sie sich denen gegenüber, welche die Sache der Demokratie verteidigen, etwas wohlwollender zeigt.«

Zwei Wochen später, am 18. September 1940, informierte das Britische Aussenministerium den britischen Gesandten in Bern, der regelmässig zu Bundesrat Pilet-Golaz zitiert wurde, um ihm wegen den Überfliegungen Rede und Antwort zu stehen, über ein Memorandum, das der Schweizer Regierung übermittelt werden sollte. Darin führten die Briten aus: »Wenn die Schweizer Regierung die Versicherungen in der Note vom 7. September 1940 für zu wenig bestimmt hält, scheint sie daraus zu folgen, dass sie an die Royal Air Force die Erwartung stellt, dass diese von Bombenangriffen auf militärische Ziele in Italien Abstand nimmt, es sei denn, diese könnten ohne Überquerung der Schweiz ausgeführt werden. Das kann sie sich unter den gegenwärtigen Umständen gewiss nicht anmassen (...). Wenn dies wirklich die Haltung der Schweizer Regierung ist, dann muss die Regierung Ihrer Majestät

bemerken, dass sie sich in einem Krieg gegen Feinde befindet, die nicht gezögert haben, die neutralen Rechte zu missachten, wenn immer ihnen das zweckdienlich erschien. Deutschland hat ohne einen Funken Rechtfertigung fünf neutrale Länder überfallen und besetzt, weil es fand, dass dies ihm für den weiteren Kriegsverlauf nützen würde. Durch die Invasion der neutralen Benelux-Staaten erreichte es Deutschland, sich in Nordfrankreich festzusetzen, und gerade von Nordfrankreich und den besetzten Beneluxstaaten aus werden die gegenwärtigen wahllosen Luftangriffe auf dieses Land [England] geführt. Es ist klar, dass Deutschland, wenn dies seinen Zielen nützen würde, sich von keinerlei Rücksichten daran hindern lassen würde, in anderen Fällen ähnlich zu verfahren. (...) Kein Land hat durch sein Beispiel mehr für die Sache der Freiheit und der demokratischen Institutionen getan als die Schweizerische Republik. Die Regierung Ihrer Majestät versteht und würdigt die schwierige Lage der Schweizer Regierung und den Druck, dem sie ausgesetzt ist, aber sie ist überzeugt, dass die Schweiz nur durch einen alliierten Sieg wieder ihre ganze Handlungsfähigkeit zurückerlangen und ihre Unabhängigkeit, ihre Institutionen und ihre Neutralität für die Zukunft bewahren kann.«

Der Bundesrat äusserte gegenüber der britischen Regierung stets die Befürchtung, das Deutsche Reich könnte die Royal Air Force-Flüge über die Schweiz zum Anlass nehmen, um unser Land zu besetzen. Die Landesregierung hätte allerdings wissen müssen, dass Hitler den Einmarsch in Belgien am 10. Mai 1940 – als den am ehesten vergleichbaren Fall – zunächst gar nicht und dann nachträglich nicht etwa mit den britischen Überfliegungen, sondern mit aufgefundenen Dokumenten über geheime Militärverhandlungen der neutralen Belgier mit den Franzosen begründete. Solche kompromittierende Dokumente besass Deutschland auch über die Schweiz. Der deutschen Wehrmacht waren bei der Besetzung Frankreichs die sogenannten Akten von La Charité-sur-Loire über die Geheimkontakte Guisans mit eben derselben französischen Armee in die Hände gefallen. Für den Fall eines deutschen Einmarsches in die Schweiz hätten französische Artillerieeinheiten Stellungen in unserem Land beziehen sollen. Gerüchte über den deutschen Aktenfund zirkulierten in Bern schon im Septem-

ber 1940. Als der deutschfreundliche Oberstkorpskommandant Wille vom deutschen Gesandten in Bern am 1. Oktober 1940 über den Inhalt der Papiere informiert wurde, erklärte dieser, »von der Sache (...) schon dreimal« gehört zu haben. Über diese 1939/40 erfolgten schweizerisch-französischen Generalstabsgespräche wurde später auch in Truppenkreisen gemunkelt... Rudolf Knöpfel aus Wettingen schrieb ›Heer und Haus‹ am 14. November 1943: »Von einem Schulkollegen wurde mir in einem allgemeinen Gespräch über Fragen der Landesverteidigung vertraulich mitgeteilt, dass in unseren Verteidigungsstellungen bereits die Batteriestellungen der französischen Artillerie vorhanden gewesen seien, es handelt sich nach seinen Aussagen um die Zeit vor der Besetzung Frankreichs mit genauen Angaben über die betreffenden Kaliber etc. Da mein Freund selber Offizier ist, und in solchen Sachen kein Schwätzer, zudem sein Vater Oberst der Artillerie, muss nach meiner Beurteilung an der ganzen Sache ein wahrer Kern sein.«

Aber der Bundesrat war regelrecht auf den Gedanken fixiert, dass es Grossbritannien sei, welches die Schweiz aufs schwerste bedrohe. Am 25. September 1940 liess Pilet-Golaz, der 1940 turnusgemäss Bundespräsident war, den britischen Gesandten David Kelly zu einer »ernsthaften Unterredung« zu sich rufen. Kelly kabelte im Anschluss an das Gespräch nach London, der Bundespräsident habe das Memorandum erhalten und ihm gesagt, »juristisch« sei die britische Position »nicht stichhaltig, insofern es (...) so etwas wie ›technische Neutralität‹ nicht gebe (...). Er sagte, dass (...) selbst wenn die Deutschen die Überfliegungen nur als einen Vorwand für eine Besetzung verwenden würden, dies die Regierung Ihrer Majestät doch dafür moralisch verantwortlich machte, weil der Ruf der schweizerischen Neutralität ein Grund für das Zögern seitens Deutschlands sei. (...) Der Bundespräsident betonte, wie bei früheren Gelegenheiten, dass der militärische Vorteil unserer Luftangriffe auf Italien in keinem Verhältnis zu dem Unglück stehe, das eine Invasion [der Schweiz durch Deutschland] darstellen würde, besonders was die moralische Verantwortlichkeit der Regierung Ihrer Majestät betrifft, wenn sie den Invasoren einen Vorwand gäbe.« Der britische Gesandte bemühte sich vergeblich, Pilet-Golaz klarzumachen, dass die Deutschen »die Schweiz

nicht ohne ernsthafte Interessen überfallen würden« und »nicht hoffen könnten«, dass der Einmarsch in der Schweiz »Italien in irgendeiner Weise vor einer Weiterführung unserer Luftangriffe schützen würde.«

Der schweizerische Gesandte in London, Walter Thurnheer, versuchte den Briten einzureden, bei ihren Luftangriffen »eine Bombe weniger mitzuführen, damit das Gewicht reduziert und folglich mehr Treibstoffreserven mitgeführt werden könnten« (17. September 1940), um die Schweiz zu umfliegen. Er warf den Briten enttäuscht »Missachtung« der »Rechte« der Schweiz vor und strich hervor, »welch klare, saubere Neutralitätspolitik« die Schweiz doch verfolge. Selbst als nach den ersten militärischen Rückschlägen der Deutschen eine unmittelbare Gefahr für den deutschen Einmarsch nicht mehr bestand, meinte Thurnheer, sichtlich um Dramatisierung bemüht, die Deutschen seien »unberechenbar«, »niemand vermöge vorauszusagen, in welche Richtung der Drachen in seinem Todeskampf ausschlagen werde« (18. Dezember 1942). Thurnheer legte den Briten auch immer wieder Artikel aus Schweizer Zeitungen vor, in denen Klage dagegen erhoben wurde, wie »auf den Rechten eines kleinen Landes herumgetrampelt« werde.

Selbstverständlich war der Druck seitens Italiens und Deutschlands gross. Eine in Rom erscheinende Zeitung warf der Schweiz Ende August 1940 »untätige Neutralität vor«. Eine andere italienische Zeitung meinte zur selben Zeit, dass die englischen Flugzeuge von den Schweizer Alpen »wie von einem Sprungbrett aus sich auf oberitalienische Angriffsziele stürzten«. Die deutsche Presse argwöhne, so hielt Thurnheer den Briten am 5. Oktober 1940 vor, »die Schweiz kenne zwei Neutralitäten, eine gegenüber Deutschland, wie die Abschiessung verschiedener Flugzeuge dargetan – die andere gegenüber England, deren Flieger straflos die Schweiz passieren.« Um den Achsenmächten noch weiter entgegenzukommen, beschloss der Bundesrat, dass die Landessender vom 15. September 1940 an ihr Radioprogramm nach 22 Uhr einzustellen hätten, damit es den englischen Flugzeugen nicht möglich wäre, schweizerische Sendestationen anzupeilen. Der deutsche Aussenminister Ribbentrop hatte die Schweizer Regierung am 4. Septem-